REISEN UM DIE WELT: EIN FAMILIENBUCH

Friedrich Gerstäcker



Reisen um die Welt.

Ein Familienbuch.

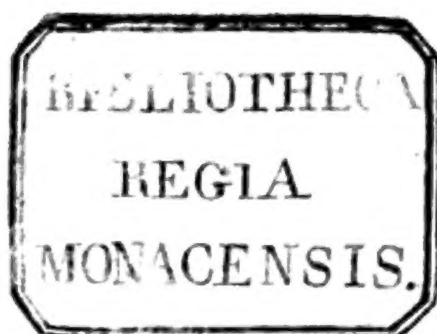
Von

Friedrich Gerstäcker.

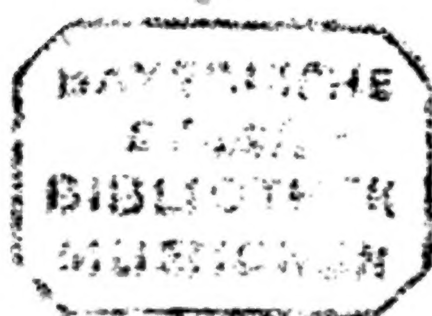
Erster Band.

Mit vier Stahlstichen.

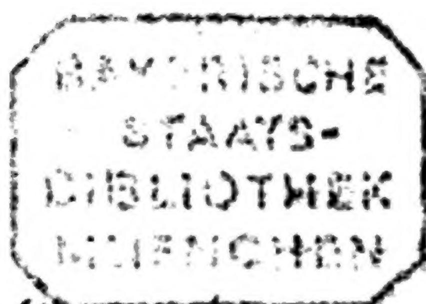
Leipzig,
Georg Wigand's Verlag.
1847.



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.



BIBLIOTHEK



Vorwort.

Wenige Menschen lesen ein Vorwort — sie glauben gewöhnlich, „was in der Vorrede gesagt ist, wirst du ja schon aus dem Inhalt des Buches erfahren", für Solche gehen diese Zeilen denn allerdings verloren; denen aber die es lesen, möchte ich mit wenigen Worten den Plan des Werkes vorführen.

Reisen um die Welt sind schon in sehr großer Anzahl geschrieben, werden aber auch noch immer wieder und in allen Zeiten geschrieben werden, denn jährlich und täglich entdeckt man neue und wunderliche Sachen, von denen frühere Beschreiber nichts wußten und nichts wissen konnten. Das soll aber nicht allein der Zweck dieses Buches sein — es ist keine rein wissenschaftliche Reise um die Welt, die dem Leser eine, auf einen Faden gereihte Folge von gelehrten Abhandlungen und geographischen und naturhistorischen Aufsätzen vorführt, und eben diesen Faden das Schiff sein läßt, das nur immer mit wenigen Worten vom Ufer des einen Landes zu dem des andern geschnellt wird, um dort wieder geradeso zu beginnen, wie das letzte beendet wurde. Nein, meine Reise um die Welt ist nicht nur darauf be-

rechnet, den Leser mit dem Neusten und Bemerkenswerthesten der Länder bekannt zu machen, die wir berühren, sondern ich gedenke ihn auch an unsere Reisegefährten, die Passagiere des Schiffs das eben die Anker lichtet, zu fesseln und deren Abenteuer und Schicksale zu beschreiben. Wir werden uns dabei — doch ohne befürchten zu müssen die Liste der Seekranken zu vermehren — größtentheils an Bord befinden, und nur dann und wann Streifzüge in das Innere der Länder unternehmen, wo Capitain Barring gesonnen ist anzulegen. Wen es da interessirt, die wilden Völkerschaften und ihre Sitten und Lebensweise, ihre Jagden und Kriege und das Land das sie bewohnen, kennen zu lernen, der steigt mit uns aus, an Unterhaltung wird es uns schon nicht fehlen; haben wir aber eine längere Seefahrt vor, nun dann weiß der alte holländische Matrose Bleede eine Anzahl alter Sagen und Mährchen, und mag uns die Zeit damit vertreiben. Freilich wird es auch dabei an Unglücksfällen schwerlich fehlen; in jenen Meeren treiben sich noch Seeräuber und Sklavenhändler — was oft ein und dasselbe bedeutet — herum, auch sind wir ja Stürmen, Klippen und tausend andern Gefahren ausgesetzt, von denen sich die „Landratten" gar nichts träumen lassen, doch hebt sich das auch wieder gegen manches andere Interessante auf — wir können Haie und Wallfische fangen, ich habe sogar das Versprechen von einem Taucher erhalten, daß er mich mit sich in seine Glocke nehmen wolle; dabei lernen wir den Norden und Süden kennen — den Aequa-

tor und die antarktischen Zonen, und wen das noch nicht interessirt, für den — doch ich will nicht Alles erzählen was vorkommt; der freundliche Leser mag selbst dem Faden folgen und später das Urtheil sprechen, wie er sich amüsirt hat.

Die ganze Reise ist novellistisch gehalten und einerseits auf eigene Erlebnisse und Erfahrungen und auf die Mittheilungen von Augenzeugen begründet, andererseits aber, besonders die naturhistorischen, geographischen und geschichtlichen Theile, aus den besten Quellen, aus den neuesten englischen, französischen und deutschen Werken geschöpft, so daß ich dadurch hoffen darf, nicht allein eine unterhaltende, sondern auch, besonders für die Jugend, eine nützliche und belehrende Lektüre geliefert zu haben.

Möglich wäre es freilich, daß der wirkliche Seemann hie und da zu seinem Erstaunen sähe, wie die Amazone eine Strecke mit Leichtigkeit, trotz Passatwinden und Strömungen zurückgelegt hat, die er, unter gleichen Verhältnissen, kaum hoffen dürfte so glücklich zu beenden; auch soll es gar kein streng nautisches Werk sein um Seeleute darnach zu bilden; nein, es mag die jungen und alten Leser, wenn das nicht früher schon geschehen ist, mit dem ungefähren Leben und Treiben an Bord eines Schiffes bekannt machen, daß sie etwa im Stande sind, sich in ein solches Wesen hinein zu denken und die Führung und Regierung eines Schiffes in so weit begreifen lernen, als nicht allein zu dieser, sondern auch zu allen andern, an und auf der See

spielenden Erzählungen nöthig ist. Es mag einen kleinen Theil dessen ausfüllen, was jetzt nun einmal „für's Haus gebraucht wird" und unterrichten, während es besonders dahin strebt, einem leider nur zu häufigen Gefährten des Unterrichts den Zutritt zu verweigern — der Langenweile.

Mit diesem kurzen Vorwort übergiebt das Buch dem freundlichen Leser

der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Band.



Die Amazone.

Das Schiff.

Als Einleitung.

Das vorliegende Werk, wenn es auch kein Seeroman sein soll, handelt doch so viel von Schiffen, befaßt sich so mannichfach mit dem Seewesen, und spielt auch wirklich einen so großen, wenn nicht den größten Theil seines Inhalts auf der See, daß der Leser in der fortlaufenden Erzählung mit uns das Schiff betritt und, wenn er es auch eine Zeit lang verläßt, doch immer wieder auf dasselbe zurückkehrt.

Da nun aber einem großen Theil der Leser, wenn auch nicht der Anblick, doch sicherlich die einzelnen Bestandtheile eines Schiffes fremd sind, und sich ein Ganzes nun einmal ohne Einzelheiten nicht herstellen läßt, so habe ich es für nöthig gehalten, eine kurze Beschreibung des Schiffes selbst dieser Reise um die Welt vorausgehen zu lassen, da es zu ermüdend werden würde, wollte man bei jedem vorkommenden technischen Schiffsausdruck (ohne die sich keine Seereise schreiben läßt) eine einzelne Erklärung geben.

Das Schiff, auf welchem wir unsere Fahrt antreten wollen, ist ein dreimastiges Kauffahrtei- oder Fregattschiff.

Es besteht zuvörderst aus dem Gerippe, welches mit Planken bekleidet, den Rumpf bildet; hiernach kommen die Masten mit ihren Stengen und Raaen und dann das Takelwerk — die Taue und Segel.

Die Masten sind: der mittlere oder große Mast — der Fockmast (vorn) und der Besanmast (hinten); ferner ein anderer, von der Stärke des Fockmasts, der vorn herausgelegt ist und das Bugspriet heißt. Der Fockmast steht gewöhnlich ganz gerade aufrecht, der große dagegen lehnt sich etwas und der Besanmast noch mehr nach hinten über.

Die Masten sind aber aus mehren Theilen zusammengesetzt, denn erstlich würde es schwer halten stets so starke und hohe zu Masten taugliche Bäume zu finden, und dann würden diese ja auch, falls ein heftiger Sturm den obern Theil abbräche, ganz untauglich und nutzlos werden. Um diese Stücke (die Stengen genannt werden,) nun aber fest und dauerhaft an den Mast, und die oberen Stengen wieder an die unteren zu befestigen, so stellt man sie — stets vor den Mast — in einen viereckigen Fuß, der die Hacke heißt, während sie am obersten Ende des Mastes noch eine zweite Befestigung, durch ein nach vorne zu hervorragendes Stück Holz finden, das „das Eselshaupt" genannt wird und in dessen rund gebohrtes Loch die Stenge genau hineinpaßt. Das sogenannte Stengenwindreek ist ein Tau, durch welches die Stengen auf und nieder gelassen werden können, was jedoch sehr selten und nur im heftigsten Sturm geschieht, um dem Wind so wenig Fläche als möglich, oben zu bieten.

Die Stenge die das Bugspriet verlängert, heißt der Klüverbaum und das vordere oder äußerste Segel an diesem der Klüver. Das Bugspriet selbst neigt sich bei sehr großen Schiffen etwa in einem Winkel von 35° gegen den Horizont, bei den kleineren, die größere Vorstagsegel und Klüver führen müssen, beträgt es aber nur 25—20°.

Die Maste gehen durch im Deck angebrachte Löcher in das Schiff hinunter, wo sie vermittelst einer Spuhr, das heißt, einer Zusammenfügung von starken Hölzern festgehalten werden. Aehn-

liche Spuhr's halten die anderen Masten und die Gangspill und Ankerwinden, um sie fest und unbeweglich zu machen.

Diese Spuhr's dienen nun den Masten dazu, ihnen unter Deck die nöthige Festigkeit zu geben, über Deck aber müssen diesen Dienst verschiedene und zahlreiche Taue verrichten, die theils am Deck, theils wieder an die andern Masten selbst befestigt sind und Wanttaue, Stage und für die Stengen Pardunen genannt werden.

Diese Wanttaue(a) bilden zusammen ein festes Netzwerk — gewöhnlich von Nichtseeleuten die Strickleitern genannt, und dienen dazu, die Masten und Stengen gegen Schwankungen, nach der Seite und nach hinten zu befestigen. Es sind einzelne Taue von etwas mehr als der doppelten Länge der Masten, die mit ihrer Mitte um den Top des Masts gelegt und auf einer Seite des Schiffs mit ihren beiden Enden vermittelst Blöcken (Jungfern) und Puttingeisen befestigt werden.

Auf großen Schiffen hatte der große Mast früher an jeder Seite neun Taue, die also jedesmal eine Want heißen; der Fockmast acht, der Besanmast und auch die große Stenge jeder sechs, die Vorstenge fünf, die Kreutzstenge vier, die große und Vorbramstenge jede drei und die Kreutzbramstenge zwei; jetzt ist man jedoch davon abgekommen und begnügt sich sogar am großen Mast mit vier und fünfen. Die Wanttaue kommen übrigens so weit als möglich hinter den Mast, damit sie diesen auch von hinten halten können und der Wirkung der Stage entgegengesetzt sind.

Die Wanttaue werden nun wieder durch einzelne dünne Querlinien (die eben die Strickleitern bilden) durch sogenannte Wevelings oder Webelinien, mit einander verbunden und dienen den Matrosen dazu, in die Masten und Raaen steigen zu können. In der Höhe wo die Raaen hängen, werden die unteren Wanten mit den oberen durch die Puttingtaue verbunden, die nämlich dicht an

den Wanten durch einen eisernen Stab, eine sogenannte Wurst zusammengehalten sind und dann an den äußeren Rand des Marsen (Mastkorbs) und wo unten die Befestigung der Wanten für die große Stenge ist, wieder hinauslaufen.

Stage(b) sind dicke Taue, wodurch Masten und Stengen ihre Befestigung nach vorne erhalten, wogegen, wie schon gesagt, die Wanttaue sie nach hinten und nach den Seiten zu stützen und festigen sollen.

Die Stage, unweit dicker als die Wanttaue, halten die Masten besonders beim Stampfen, d. h. beim heftigen Auf- und Niedersteigen des Schiffs, und jeder Mast und jede Stenge hat einen Stag, der um den obersten Top dess- oder derselben liegt und woran das andere Ende an der unteren Gegend des oder der zunächst vor ihm stehenden Mastes oder Stenge befestigt ist.

Die Stage bekommen ihre Namen von den Masten und Stengen, woran sie dienen.

Lauf-Stage sind zwei Taue an beiden Seiten über dem Bugspriet und etwas über demselben erhöht. Durch einzelne, unter dem Bugspriet weggehende Taue werden sie festgehalten, und dienen den auf dem Bugspriet beschäftigten Matrosen zum Schutz und zur Sicherheit.

Die Pardunen(c) sind lange starke Taue, die vom Top der Stengen und Bramstengen nach beiden Seiten des Schiffs herabgehen und hinter den Wanttauen, so wie diese selbst, vermittelst Jungfern und Puttingen befestigt werden. Sie müssen den Stengen und Bramstangen den nöthigen Halt geben, da die oberen Wanten dazu nicht hinreichend sein würden.

Auf großen Schiffen hat die große Stenge drei, auch wohl vier Pardunen, die Bramstangen aber nur eine, höchstens zwei an jeder Seite.

Schlingerpardunen heißen solche, die bei schwerem Schlin-

gern (die Bewegung des Schiffes von einer Seite zur andern, dahingegen die schon erwähnte entgegengesetzte, von vorne nach hinten, Stampfen heißt) beigesetzt und beim Wenden des Schiffs von einer Seite auf die andere geschafft werden können.

Unter dem Top des Bugspriets nun geht noch ein perpendiculärer Baum hinab, der der Bindenetbaum (w) genannt und von den Bindenetpardunen (x) und Klüverpardunen (y) gehalten wird. Hier binden sich gewöhnlich die Matrosen fest, wenn sie Fische harpuniren wollen.

Noch gehören zu dem stehenden Tauwerk die Paarden (d), und dieses sind unter der Raae befindliche Taue, worauf die Matrosen mit den Füßen stehen, indem sie sich mit dem Leib oder der Brust gegen die Raae lehnen. Damit aber die Paarden nicht in einer Bucht niederhängen, so sind in gewisser Weite kurze Tauenden um die Raae gelegt — solche werden Springstroppen genannt und haben an dem herunterhängenden Ende ein Auge, worin die Paarden laufen. Früher hatte man auch noch Rückenpaarden, die Matrosen vor dem Hintenüberstürzen zu sichern, jetzt sind diese jedoch abgekommen. Nicht allein alle Raaen, sondern auch der Klüverbaum hat Paarden.

Vor allen Dingen möchte es nöthig sein, die verschiedenen Verlängerungen der Masten, Stengen genannt, namhaft zu machen, sie erhalten nach den Masten auf denen sie stehen ihren Namen und heißen, um mit dem großen oder Hauptmast zu beginnen, auf diesem die erste, die große (Mars) Stenge und die wiederum auf dieser stehende, die große Bramstenge. Am Fockmast nennt man die untere Stenge die Vormarsstenge und die zweite Vorbramstenge; am Besanmast sitzt die Kreuzstenge und Kreuzbramstenge.

Den Klüverbaum am Bugspriet habe ich schon erwähnt.

An den Masten und Stengen nun sitzen die Segelstangen und

solche, welche in der Mitte befestigt sind und quer an ihren Stützen hängen, heißen Raaen — die übrigen haben noch verschiedene Namen.

Die Raaen sind rund und dienen dazu, die unteren und oberen viereckigen Segel zu tragen. Sie hängen mit Toppenants (starken Tauen — die großen Raaen mit Ketten) welche an ihren beiden Enden, an den Nocken befestigt sind, ebenfalls noch am Mast, und diese Toppenants dienen nicht allein dazu sie horizontal zu halten, sondern sie auch, (besonders im Hafen, damit sie anderen, neben ihnen liegenden Schiffen nicht hinderlich werden) zu toppen, oder an den Mast zu legen, was dadurch geschieht, daß man den einen Toppenant anhält und den anderen abviert oder nachläßt.

Die Raaen erhalten ihren Namen von den Segeln die sie tragen und sind auf dreimastigen Schiffen: die große Raae, die große Marsraae, die große Bramraae, die große Oberbramraae. Am Fockmast: Fock-, Vormars-, Vorbram-, Voroberbramraae. Am Besanmast: die Bagienraae — die Kreuz- und Kreuzbramraae (Gretchen).

Manche Schiffe führen noch eine blinde Raae, und ist diese von der Stärke und Länge der großen Marsraae und unter dem Bugspriet etwa $\frac{2}{3}$ von dessen Länge befestigt.

Die Schiebblinderaae sitzt vor der blinden Raae, ebenfalls unter dem Bugspriet und gerade da wo das Bugspriet aufhört und der Klüverbaum beginnt.

Die Raaen können aber ebenfalls, wie die Masten durch Stengen, so diese horizontal hinaus durch Spieren oder sogenannte Leesegelspieren verlängert werden. Zu diesem Zweck befinden sich an den Enden der unteren Raaen die Bügel der Leeseegel, worin die Spieren aus und eingeschoben werden.

Diese Spieren werden dann wieder nach den Raaen, an denen sie sitzen, benannt.

Noch muß die vorhin erwähnte Bagienraae(e) hier etwas näher beschrieben werden, da sie die einzige ist, die kein Segel trägt, denn das unter ihr sitzende Besansegel hängt an der Besanruthe oder Gaffel. Sie dient blos dazu, die Schoten des Kreuzsegels daran auszuholen, und sitzt, wie die anderen Raaen, am Mast fest.

Zu den Segelstangen gehören nun noch die Gaffel oder Besanruthe(f), welche das hinten am Besanmast befestigte Segel trägt. Die Gaffel wird durch ihren Toppenant, hier Dirk genannt, am Mast oben festgehalten. Nach unten führen, von der Spitze aus, zwei Taue, nach jeder Seite eins — die Geerden genannt. Diese müssen die Gaffel bei den verschiedenen Richtungen des Windes halten. Man kann diese Geerden auch aushaken und als Nocktakel gebrauchen, ein Boot daran auszusetzen.

Die das Besansegel unten haltende Raae heißt der Giekbaum(g).

Die Gaffel kann auf- und niedergelassen werden und das Besansegel selbst (auch Giek- und Brigsegel genannt,) ist zu diesem Zweck gewöhnlich mit hölzernen Ringen oder Lägeln, die lose um den Besanmast liegen, an diesen befestigt.

Die an diesen Raaen und an den Masten angebrachten Segel sind nun wieder sehr verschiedener Art und verdienen deshalb, um sie von einander unterscheiden zu können, eine besondere Aufführung.

Das Segel selbst ist ein aus mehren Kleidern (Bahnen) von starker Leinwand zusammengenähtes Tuch, das an den Masten und Stagen ausgespannt wird, um den Wind darin zu fangen, und das Schiff fortzutreiben. Ihre Gestalt ist verschieden und die verschiedenen Völker und Länder haben auch sehr verschiedenartige

Segel. Die auf den europäischen Schiffen sind meistens, die Raa- und unteren Leesegel wenigstens, rechtwinklich — die Stagsegel dreieckig und nur das Besansegel etwas ausgeschweift.

Die dem Hintertheile des Schiffes zugekehrte Seite des Segels heißt die innere, die dem Vordertheil zugekehrte die äußere.

Der Wind steht in ein Segel, wenn er dasselbe von hinten erfaßt und füllt. Er steht auf ein Segel, wenn er es dagegen von außen faßt, und rückwärts oder back legt. Ein Segel, welches gerade steht, d. h. wenn es mit der Richtung des Schiffes oder Kiels rechte Winkel macht, nach einer Seite desselben scharf oder auch nur weniger anziehen, damit es den Wind, wenn dieser mehr von der Seite käme, besser fassen könne, heißt anbrassen. Ein Segel das schon angebraßt ist, also schief steht, auf die andere Seite hinüberziehen, heißt umbrassen.

Die Segel haben entweder nach ihrer Gestalt und Einrichtung oder nach den Stellen wo sie dienen, allgemeine Namen, oder auch besondere, um jedes für sich unterscheiden zu können.

Die Raasegel, als die Hauptsegel, verdienen den Vorzug; sie sind unter einer horizontal liegenden Raae, vermittelst der Raabänder und Nockbindsel befestigt und haben, mit sehr wenigen Ausnahmen, die Gestalt eines Rechtecks. Die beiden oberen Ecken der Raasegel werden die Nockohren genannt, weil sie an den Nocken, oder äußern Theilen der Raaen befestigt sind; die beiden unteren dagegen die Schothörner. Das Tau, welches um diese, wie um alle anderen Segel genäht wird, heißt Leik und zwar: obere oder Raa-, untere und Seitenleik.

Zu den Raaseegeln gehören:

Am großen Mast.

Das große oder Hauptsegel(h) — unten am großen Mast — (das zu den Segeln erforderliche Tauwerk wird später unter „laufendem Tauwerk" näher beschrieben).

Das große Marssegel(i), gleich über dem „großen Segel" an der großen Stenge.

Das große Bramsegel(k), an der großen Bramstenge über dem großen Marssegel.

Das große Oberbramsegel(l). Am Top der Bramstenge über dem großen Bramsegel, und ist noch kleiner wie dieses. Auf vielen deutschen Schiffen wird es auch, der englischen Bedeutung nach und der Kürze wegen, Royal genannt.

Am Fockmast.

Die Fock oder das Focksegel(m) — etwas kleiner als das große oder Hauptsegel.

Das Vormarssegel — an der Vorstenge über der Fock(n).

Das Vorbramsegel, am Top der Vorbramstenge und über dem vorigen(o).

(Das Voroberbramsegel, über diesem wieder, wird nur auf sehr großen Schiffen geführt.)

Besanmast.

Das Kreuzsegel(p) über dem Besansegel und an der Kreuzstenge. Es ist eben so gestaltet und eingerichtet wie das Vormarssegel, nur etwas kleiner. Die Schoten dieses Segels werden von der Bagienraae gehalten.

Das Kreuzbramsegel oder Gretchen(q); an der Kreuzbramstange und über dem vorigen.

Das große blinde Segel ist zwar wie ein anderes Raasegel, und hängt an einer ähnlichen Raae, unter dem Bugspriet, da es aber seiner Stellung wegen, dicht auf dem Wasser, mehre Schwierigkeiten hat es zweckmäßig zu verwenden, so wird es selten gebraucht; denn erstlich wird es schon durch das Schiff selbst zu viel verdeckt, dann aber liegt es auch so dicht über dem Wasser, daß es fortwährend einschöpft. Sind nun auch, um das aufgefangene Wasser wieder auslaufen zu lassen, zwei Löcher (Augen ge-

nannt) hinein gemacht, so hält es doch den Lauf des Schiffes, wenn die See nicht ganz glatt ist, fast eben so viel auf, als es ihn befördert, es ist daher auch in neuerer Zeit wenig benutzt worden.

Seiner Wichtigkeit wegen folgt hier nun, vor den Stag= und Leesegeln:

Das Besan= oder Gaffelsegel (r). Es ist das untere und Hauptsegel des Besanmastes, hängt aber nicht an der über ihm befindlichen Bagienraae, sondern hinter dem Besanmast an einer sogenannten Gaffel und der untere Theil desselben wird durch den über das Steuer hinausstehenden Gieckbaum ausgehalten.

Früher gebrauchte man eine sogenannte ganze Besan, ein förmlich dreieckiges Segel, das nach dem großen Maste zu hineinlief, da das aber, besonders beim Wenden zu hinderlich war, so wird jetzt ziemlich allgemein ein halbes Besansegel angewandt.

Dieses wird, wenn es eingenommen werden soll, durch Taue (die Besansbrohken und Brohktaljen) auf oder angegeit (an den Mast gezogen und dort festgeschnürt).

Die Gaffel des Besansegels kann auch bei schwerem Wind etwas niedergelassen, und dieses dadurch gereeft, oder halb eingenommen werden, daß es dem Winde weniger Fläche bietet. Die Taue durch welche der Giekbaum unten am Deck an die Barbord= oder Steuerbordseite geholt werden kann, heißen Schoten.

Baum und Gieckſegel haben unten ein, auch wohl zwei Reefe.

Stagsegel heißen alle dreieckigen Segel, die an den Stagen und Leitern dienen und vermittelst Sügers oder Lägels an denselben auf und niedergezogen werden können. Sie haben zwischen den Raasegeln ihren Platz und einige sind auch in der Gestalt eines unregelmäßigen Vierecks. Die oberste Spitze der Stagsegel heißt das Nock.

Die Takelage der Stagsegel ist weit einfacher als die der übrigen. Sie besteht aus einer Fall, welche dazu dient, das Rock oder die oberste Spitze längs dem Stag, an welchem sie geführt werden, hinaufzuholen, eine andere Fall, die dieser entgegengesetzt wirkt, und Niederholer genannt wird, ein Hals, welcher die vordere, untere Ecke festhält und zwei Schoten, die beide in der unteren, hinteren Ecke des Stagsegels fest sind und dazu dienen, dieses nach Starbord oder Barbord hinüber zu holen.

Zu den Stagsegeln, die jedoch nur bei einem Seitenwinde mit Vortheil verwendet werden können und sämmtlich vor den Masten, von hinten nach vorne aufgespannt sind, gehören:

Das große Stagsegel (s) fährt entweder am großen Stag oder an einem unter demselben befindlichen Leiter. Es ist dreieckig.

Das große Stengenstag — das größte Stagsegel eines Schiffes, und über dem vorigen

Der Flieger über dem großen Stengenstag.

Das große Bramstengenstagsegel.

Am Besanmast:

Das Besanstagsegel, auch der Aap genannt, am Besanstag und vor dem Besanmast.

Das Kreuzstengenstagsegel; über dem vorigen und über diesem wieder

Das Kreuzbramstengenstagsegel.

Der Fockmast trägt das

Vorstagsegel, (t)

Das Vorstengenstagsegel (u), auch Sturmklüver genannt, und

Den Klüver (v).

Diese drei Segel sind vorn am Bugspriet befestigt, das letzte aber sitzt mit dem Hals am äußersten Ende des Klüverbaums, und ist besonders nützlich, wenn das Schiff bei dem Winde segelt.

Dies wären die Hauptsegel eines Dreimasters, bei günstigem Winde setzt aber das Schiff auch noch Hülfs- oder sogenannte Leesegel bei und diese werden an der Verlängerung der Raaen, an den sogenannten Leesegelspieren aufgehißt, also neben den Hauptraasegeln, und erhalten dann nach diesen ihren Namen. Unter- und Bramleesegel sind jedoch nur im Gebrauch, Oberbramleesegel findet man sehr selten; nimmt man sie aber, so sind sie nicht wie die übrigen Leesegel viereckig, sondern dreieckig und sie werden dann mit einer Fall zu dem Top der Bramstenge aufgeholt.

Zu den Segeln gehört nun noch das

Laufende Tauwerk, oder alle die Taue, deren beide Enden nicht fest sind, sondern durch Blöcke hin und her, oder auf und nieder bewegt werden können. Unter diesen versteht man erstens die —

Brassen. Das sind Taue, die an beiden Enden der Raaen befestigt werden und durch welche man dieselben in ihrer horizontalen Richtung bewegen kann, damit die Fläche der Segel, je nachdem der Wind kommt, einen mehr oder weniger schiefen Winkel mit dem Kiel macht.

Wenn man zum Beispiel vor dem Winde segelt, das heißt, wenn der Wind gerade hinter dem Schiffe herkommt, so sind die beiden Brassen gleich stark angezogen und bilden, wenn man hinten am Steuer oder vorn am Bug steht, mit den Masten ein rechtwinkliges Kreuz. Bei jedem anderen Winde setzt man sie aber nach diesem, und im Verhältniß wie sich der Wind auf eine oder die andere Seite neigt, muß diesem mehr und mehr das Innere des Segels zugekehrt werden, damit er besser hineinfassen kann. Während also die Luvbraß nachgelassen oder abgeviert wird — (denn Luvseite heißt die, von welcher der Wind herkommt) so wird die Leebraß, (Leeseite, die der Luvseite entgegengesetzte) angeholt.

Jede Raae hat also zwei Brassen, wovon die eine an der Star- oder Steuerbordseite, die andere an der Backbordseite fährt.

Die Taue, welche bei der Blinde und Schiebblinde die Stelle der Brassen vertreten, heißen Trissen.

Die Brassen erhalten ihre Namen übrigens von den Raaen an denen sie sitzen.

Brassen heißt also: die Raaen des Schiffs vermittelst der Brassen wenden oder die Brassen anholen, damit die Fläche der Segel einen mehr oder minder scharfen Winkel mit dem Kiel mache und dem Winde mehr oder weniger ausgesetzt werde. Man braßt Backbord und Steuerbord.

Anbrassen heißt die Luvbrassen, (also die auf der Seite, von welcher der Wind kommt) anholen, so daß das Segel dem Winde weniger ausgesetzt wird. Dies geschieht bei sehr heftigem Wind, oder wenn man bei dem Winde zu segeln gezwungen war, und der Wind günstiger wird.

Abbrassen: die Leebrassen (die auf der, dem Wind entgegengesetzten Seite) anholen, damit die Segel dem Winde mehr ausgesetzt und von diesem gefüllt werden. Das geschieht, wenn der Wind ungünstiger wird, oder mehr von der Seite kommt.

Backbrassen, oder Gegenbrassen heißt die Luvbrassen soweit anholen, daß der Wind von vorne in die Segel fällt und solche gegen den Mast legt. Dieß geschieht beim Beilegen und Wenden.

Kreuzbrassen heißt, die Raaen wieder dergestalt brassen, daß sie in horizontaler Richtung einen rechten Winkel mit dem Kiel bilden, was geschieht, wenn man, wie vorhin erwähnt, vor dem Winde segelt.

Aufbrassen ist etwas, was auf jeder Reise sehr häufig

vorkommt und verdient deshalb eine nähere Beschreibung, um später verständlich zu sein.

Aufbrassen heißt: Etliche von den Segeln back oder zurück und andere beibrassen, so daß die Segel unter einander eine entgegengesetzte Wirkung haben. Durch die backliegenden wird nämlich das Schiff *rückwärts*, durch die gefüllten aber *vorwärts* getrieben und es bleibt daher fest auf einer Stelle stehen, treibt nur ein wenig vor dem Winde ab.

Man *braßt auf*, wenn man auf ein Schiff warten, oder in der Nähe des Landes einen Lootsen an Bord nehmen will. Es geschieht auch zwischen Ländern, die man nicht genau kennt, während der Nacht, besonders wenn man aufzulaufen befürchtet.

Scharf beim Winde brassen heißt: die Segel so nahe beim Winde oder auf den Rand brassen, als dieß nur irgend möglich ist, ohne daß sie dabei flappen und gegen den Mast schlagen, sondern voll stehen. Das geschieht, wenn man *bei* dem Wind, oder mit ungünstigem Winde segelt.

Die Segel in den Wind brassen heißt gerade das Gegentheil; die Segel nämlich soweit in den Wind bringen, daß er nicht mehr auf die Fläche derselben wirken kann, sondern die Segel anfangen zu flappen oder zu schlagen.

Zum *laufenden Tauwerk* gehören dann noch außer den Brassen

2) Die *Bulien*, und solches sind die Taue, die sich an jeder Seite der Raasegel, ungefähr in der Mitte des stehenden Leiks (Leik ist das Tau, womit die Segel, des besseren Haltens und der Festigkeit wegen, ringsum eiugefaßt sind) befinden und dazu dienen, die Segel steif oder von Wind gefüllt zu halten. Alle Raasegel haben Bulien, ausgenommen die Blinde und Schiebblinde. Sie werden natürlich nach den Segeln genannt, an denen sie sitzen.

3) *Toppenants* — schon früher bei den Raaen erwähnt

— sitzen an beiden Enden derselben, einer an der Steuerbord- und einer an der Backbordseite und halten die Raae horizontal, oder dienen auch dazu, sie herauf- oder herunter zu lassen.

Die Toppenants der Marssegel dienen auch manchmal den Bramsegeln zugleich als Schoten und bestehen alsdann aus einem einfachen Tau, wovon das eine Ende an die untere Ecke oder an das Schothorn des Bramsegel befestigt wird. Auf größeren Schiffen bestehen die Toppenants der unteren und Marssegel oft aus Ketten.

Der Toppenant der Gaffel heißt ein Dirk.

4) Die Schoten sind an den unteren Ecken der Segel (an den Schothörnern) befestigt, um diese Schothörner von vorn nach hinten zu holen und die Segel zu spannen. Sie sind das am unteren Theil der Segel was die Brassen am oberen.

Alle Raasegel haben zwei Schoten — eine an der Steuerbord und eine andere an der Backbordseite, die der Mars- und Bramsegel bestehen aber aus einfachen Tauen und laufen von den unteren Ecken der Segel aus, nach den Enden der zunächst unter ihnen hängenden Raaen durch einen Block, längs diesen Raaen hin, bis zum Mast durch einen anderen Block, und dann neben dem Mast zum Schiff hinunter, wo sie unten auf kleinen Bettingen oder Knechten festgemacht werden.

Die Schoten des großen und Focksegels sind doppelt, und ihnen entgegen wirken die Halsen, welche an diesen beiden Segeln dazu dienen, sie nach vorne zu ziehen, wie es die Schoten nach hinten thun.

Die Falle sind fünftens noch laufendes Tauwerk, vermittelst welcher Segel, Flaggen und Wimpel gestrichen werden. Jedes Segel hat seine Fall; die Falle der Stagsegel sind die einfachsten, weil blos an das oberste, spitze Ende dieser Segel ein einscheibiger Block genäht ist. Die Marssegel haben gewöhnlich doppelte Falle, an jeder Seite des Masts eine. Die Falle der Oberbramsegel be-

stehen meistens aus einem einfachen, um die Raae geschlungenen Tau, das durch einen am Top des Masts befindlichen Block auf das Schiff hinunter geht und von dem Segel, das es trägt, den Namen erhält.

Die Falle der unteren Segel, nämlich die des großen Fock- und Besansegels, heißen Kardeele.

Die Falle der Leesegel bestehen ebenfalls aus einem einfachen Taue.

Das wäre etwa die Hauptsache des Masten- und Takelwerks und es bleibt nun nur noch übrig einige häufig vorkommende Seeausdrücke zu nennen, die beibehalten werden müssen, um nicht jedesmal weitläuftige Erklärungen und Umschreibungen dessen zu geben, was man eigentlich meint. Allerdings werde ich es aber, wo es nicht gerade der Erzählung Eintrag thut, vermeiden, zu viele Schiffs- oder technische Ausdrücke zu gebrauchen.

Die beiden Seiten des Schiffes heißen, wenn man hinten am Steuerruder steht, die rechte, die Steuer- oder Starbord-, die linke dagegen, die Back- oder Larbordseite. Unter Segel nennt man auch noch die, von welcher der Wind herkommt, die Luv- und die, auf welche sich das Schiff neigt, die Leeseite.

Abfallen heißt den Vordertheil des Schiffes nach der Leeseite hinüber wenden.

Anluven dagegen, mehr gegen den Wind halten.

Vor dem Wind, d. h. mit gutem Winde segeln.

Bei dem Wind, mit nicht besonders gutem, so daß man die Segel so viel anbraßt, daß sie den Wind eben fassen, um dadurch so viel als möglich die rechte Richtung beizubehalten.

Laviren heißt gegen den Wind segeln, und zwar so, daß, wenn der Wind gerade von der Richtung herbläst, wo man hin will, das Fahrzeug erst auf dem einen Gang so nahe bei dem Wind segelt als es möglich ist, und dann, wendet oder umlegt

und nun auf dem anderem Gang ebenfalls bei dem Winde segelt, so daß man also den Wind erst auf der Starbord und dann auf der Larbordseite hat, oder umgekehrt.

Wie sich leicht einsehen läßt, so rückt man damit nur sehr langsam vorwärts, und bleibt oft ganz auf ein und derselben Stelle liegen, obgleich das Schiff fortwährend unter vollen Segeln ist. Bei ganz widrigem Winde aber, und an Stellen, wo man wegen der Tiefe des Wassers nicht würde ankern können, ist ja doch das immer besser, als wieder zurückgetrieben zu werden.

Das Schiff lenßt, was der Engländer to scud nennt, wenn es bei schwerem Sturme vor dem Winde läuft.

Da es nun dadurch mit entsetzlicher Schnelle vorwärts getrieben wird, so thut man dieß nur im äußersten Nothfall und zwar wenn die Wellen so scharf und hoch gehen, daß man nicht mehr beilegen und ihre Gewalt aushalten kann.

Das Schiff lenßt daher auch nur mit einem Vorsegel oder auch ganz ohne Segel, was dann vor „Top und Takel" genannt wird. Bei sehr hohler See wählt man übrigens am liebsten das eingereefte und gestrichene Vormarssegel, da dem tiefer liegenden Vorsegel vielleicht durch eine hohe Welle der Wind entzogen werden könnte (was bekalmen heißt) und das Schiff dann, nicht mehr in gleicher Schnelle mit den Wogen fortgetrieben, von diesen überschüttet würde.

Die Gefahr beim Lenßen ist haupsächlich Stürzsee von hinten, wodurch das Hintertheil des Schiffes eingeschlagen werden kann. Je schneller das Schiff nun läuft desto mehr vermindert sich diese Gefahr, desto schwerer ist es aber auch zu steuern und dadurch wird es wieder anderen ausgesetzt.

Beilegen heißt: mit wenigen Segeln in einem Sturm so nahe bei dem Winde liegen als möglich ist, um, so viel es geht, auf einer Stelle zu bleiben und nicht aus der rechten Richtung zu sehr

verschlagen zu werden. Wenn die Wellen nachher zu sehr anwachsen, dann eben fällt man ab, um zu lenßen und treibt nun vor dem Winde fort — immer aber ein etwas gefährliches Experiment.

Reefe sind die in den Segeln befestigten kurzen Taue, womit das Segel bei schwerem Winde kürzer gemacht oder gereeft werden kann. Da solche aber bei verschiedenen Segeln in mehren, bei dem großen Marssegel z. B. in drei Reihen liegen, die man je mehr und mehr einnehmen kann, so sagt man „die Segel haben ein, zwei oder drei Reefen, welche, wenn der Wind zu heftig anwachsen sollte, festgemacht werden.

Das Festmachen derselben (auch, besonders wenn man sich im Hafen befindet, be- und anschlagen genannt) geschieht dadurch, daß die Matrosen auf die Paarden (unter den Raaen hängende Taue) hinauslaufen, sich mit der Brust gegen die Raaen legen, und nun die Segel mit den Händen erfassen, heraufziehen und vermittelst der Raabänder und Nockbindsel an die Raae festschnüren.

Werden die Segel durch die Goodingen und Geitaue blos aufgezogen und nicht festgeschnürt, so nennt man das blos aufgeien (wie hier am großen Segel).

Am Focksegel geschieht dieß gewöhnlich, wenn wegen zu heftigem Winde alle anderen Segel festgemacht sind, daß man aus diesen eine sogenannte Bungel macht, das heißt, das Focksegel nur so weit aufgeiet, daß der Wind noch oben etwas hineinfaßt nnd das Schiff dadurch genugsam forttreibt, daß es gesteuert werden kann.

Die Segel aufgeien heißt dann wieder, sie losmachen und herunterlassen.

Die Segel umlegen heißt so viel als wenden, bei den Raasegeln geschieht dieß durch Umbraßen, bei den Stagsegeln dagegen nur durch Ueberholen ihrer Schote vom einem zum anderen Bord.

Die Segel beisetzen heißt sie losmachen und unter Segel gehen.

Die Segel aufholen oder hissen heißt sie in die Höhe ziehen, z. B. wenn die Raasegel bei schwerem Wind gestrichen waren und nun wieder gehißt, oder die Leesegel bei gutem Winde aufgeholt werden.

Die Segel streichen heißt sie niederlassen, auch die Bramstengen werden bei sehr schwerem Wind gestrichen, d. h. heruntergelassen, damit das Schiff dem Winde so wenig als möglich Fläche bietet.

Auch von der Flagge sagt man streichen, wenn sie, um ein anderes Schiff zu begrüßen, (auch im Krieg, wenn sich das Schiff ergiebt) niedergelassen wird. Sonst nennt man das einfach einholen.

Ein Segel wird im Schiffsausdruck aber auch von einem ganzen Schiff gebraucht. Wenn man irgend ein Fahrzeug am fernen Horizont entdeckt, so heißt dieß stets ein Segel.

Unter Segel gehen ist abfahren.

Das Schiff treibt, wenn es nicht durch die Segel, sondern von dem Strom oder den Wellen fortbewegt also getrieben wird. Es treibt vor Top und Takel, wenn es bei heftigem Winde gar keine Segel führen kann und dem Wind und Strom machtlos überlassen ist. Es treibt vor Anker, wenn es den Anker mit fortschleppt. Es treibt ab, wenn es beim Segeln durch einen Strom oder Seitenwind von der geraden Richtung seines Weges seitwärts fortgedrängt wird.

Noch sind einige wenige Schiffsausdrücke, die ich hier anführen will, die anderen müssen ihre Erklärung wie sie vorkommen finden.

Top wird das obere Ende der Masten und Stengen genannt, vorzüglich aber der Theil, wo die Flechting liegt (die Flechting ist

der obere Theil der Wanttaue und Pardunen). An den obersten Masten versteht man daher die höchste Spitze darunter.

Ist die Bramstenge so lang, daß sie noch ein Oberbramsegel führen kann, so sagt man, sie hat einen Reiltop. Ist dieß aber nicht der Fall, wie gewöhnlich bei der Kreuzstenge, so hat sie einen stumpfen Top.

Das Gangspill ist eine starke Winde, die zum Lichten des Ankers, Bugsieren und zu verschiedenen anderen Arbeiten dient. Es besteht aus einem senkrecht stehenden abgekürzten Kegel, dessen Obertheil rings herum Löcher hat, in welche Hebebäume (Windbäume oder Handspeichen genannt) gesteckt werden. Es ist unten im Raum des Schiffes, ebenso wie die Masten, durch Spuhren befestigt, um ihm die nöthige Stärke zu geben.

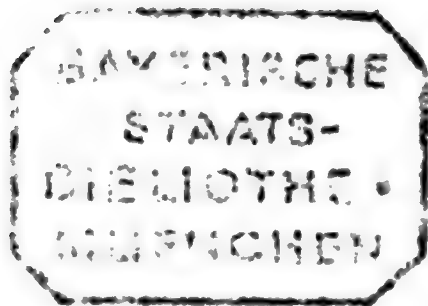
Schwere Schiffe führen gewöhnlich zwei Gangspille. Das große Gangspill hat seine Stelle auf dem ersten oder hinteren Deck, hinter dem großen Mast. Oben auf der Welle liegt die sogenannte Trommel, die aus einem breiten cylinderförmigen Holz, oder auch aus Messing besteht.

Mit Wachstuch überzogen wird diese Trommel von den Passagieren des Schiffes gewöhnlich zum Tisch, oder bei heftigem Schwanken des Fahrzeugs auch zum Versammlungsort gewählt, da es auf dem hier freien Verdeck in der Mitte und fest steht.

Bratspill die vorn auf dem Schiff angebrachte hölzerne gewöhnlich achteckige Welle, worauf das Ankertau gewunden wird.

Splissen ist, ein gerissenes oder gekapptes Tau wieder zusammenflechten.

Fallreep sind die Taue, die an beiden Seiten der Fallreepstreppe über Bord herunterhängen, damit sich die, die heraufsteigen wollen, daran festhalten können. Es ist oben am Schiff an einen Stab oder Scepter befestigt und gewöhnlich mit Tuch benäht, hat auch zum mehr bequemen Festhalten verschiedene Knoten.



1.

Die Amazone.

Vor Cuxhaven auf der Rhede lag der schöne, schnellsegelnde Dreimaster: „die Amazone.“ Der Wind war günstig, und ungeduldig wanderte der Obersteuermann auf dem Hinterdeck her und hin, denn er mußte noch das Dampfboot erwarten, mit welchem der Capitain von Hamburg zurückkehren sollte. Aergerlich warf er dabei bald den Blick hinauf zu den lustig flatternden Windfähnchen und noch gefesselten Segeln, bald zu den müssig an der Ankerwinde lehnenden Matrosen. Es ließ sich aber nichts bei der Sache thun, mochte die wehende Flagge mit dem alten dreigethürmten Wappen der freien Hansestadt noch so sehr der offenen See entgegenstreben, oder hie und da ein einzelner Matrose seine blaue Wollenjacke auf das Verdeck werfen, um besser die Handspeiche gebrauchen zu können, wenn der schwere Anker der Tiefe entwunden werden sollte; es half nichts, sie mußten sich dem Unabänderlichen fügen und der Steuermann that endlich das, was er gleich im Anfang hätte thun können — er setzte sich auf das Gangspill, zog ein so gleichgültiges Gesicht wie es ihm nur irgend möglich war und — pfiff.

Eben so ungeduldig fast, wenn auch nicht des Windes wegen, dessen ganzen Werth sie noch gar nicht verstanden, lehnten zwei junge Leute am Backbord des Schiffes. Es war ein Brüderpaar;

der ältere von ihnen ein und zwanzig Jahre alt, mit dunkelen Augen und kastanienbraunem Haar, den schneeigen Hemdkragen leise durch ein schwarzseidenes Tuch zusammengehalten, während ein heller Oberrock die schlanke, jugendliche Gestalt dicht umschloß. Sein Bruder, wohl um sieben Jahre jünger als er selbst, hatte die nämlichen Augen, nur das Haar war weit lichter und lockiger und die kleine schwarze Sammetmütze nahm er bald ungeduldig ab und drehte sie zwischen den Fingern herum, bald drückte er sie sich wieder auf den blonden Krauskopf und rief endlich, unmuthig seinen bisherigen Platz verlassend:

„Wo der Capitain auch nur bleibt — gewiß hat Vater auf ihn warten müssen.“

„Oder Jener auf ihn,“ lächelte der ältere, Günther mit Namen, „aber auch mir wird die Zeit lang; ich wollte sie kämen, daß wir endlich einmal das Land hinter uns ließen und die freie, offene See erreichten.“

Ein anderer Passagier hatte sich ihnen indessen genähert und die letzten Worte überhört.

Er war ein Mann im vollen Sinne des Worts; reif an Jahren wohl schon, denn der silberweiße Schnurrbart verrieth den Sechziger, aber mit kräftiger, militairischer Haltung und freier, offener Stirn, die durch das klare blaue Auge auch keineswegs Lügen gestraft ward.

Den dunklen, reich mit Schnuren besetzten Oberrock hatte er, des kühlen Septembermorgens wegen, fest und ehrbar bis unter das Kinn hinauf zugeknöpft; die braune Otterfellmütze aber, ein klein wenig keck auf die Seite geschoben, ließ deutlich genug erkennen wie der alte Herr, wenn gleich körperlich an Jahren vorgerückt, mit dem Geiste dennoch in einem jugendlicheren Alter Posto gefaßt habe, und seinen Stand auch wohl noch eine geraume Zeit zu behaupten gedenke.

Rittmeister auf halben Sold, in englischen Diensten, doch von Geburt ein Deutscher, wollte er jetzt zu seinem, am Kap der guten Hoffnung ansässigen Bruder, und war während eines dreitägigen Aufenthalts am Bord der Amazone, schon mit den beiden Knaben, besonders mit Günther, recht befreundet geworden, dessen ganzes Wesen und Benehmen etwas so Treuherziges und doch auch wieder so Kluges hatte, daß es ihn unwillkürlich anzog und fesselte.

„Mein junger Freund,“ sagte er jetzt, sich auf die letztgehörten Worte Günthers beziehend, „Ihre Aeußerung ist für den Augenblick wohl ganz natürlich und begreiflich, doch aber wird die Zeit kommen, wo Sie eben das Land, das Sie in diesem Augenblick hinter sich zu lassen wünschen, recht herbei sehnen werden. Es hat einen eigenen, heiligen Reiz, das Vaterland.“

„Ich bin noch nie aus Hamburg herausgekommen“, sagte Günther, „kleine Abstecher natürlich ausgenommen, kenne die Krankheit also nicht, die man das Heimweh nennt; wir haben ja auch keine Berge hier, nach denen man sich zurücksehnen könnte.“

Der Rittmeister lächelte recht ernst wehmüthig. „Es bedarf dazu auch keiner Berge,“ sagte er nach kurzer Pause, „sind wir nur erst eine Zeit lang unter fremden Menschen, entbehren wir nur erst einmal den gewohnten Handdruck des Freundes, die Nähe unserer Lieben, dann erwacht die Erinnerung an das, was uns sonst theuer gewesen, mit kaum geahnter Heftigkeit, und selbst gleichgültige Gegenstände gewinnen ein Interesse, was sie nie gewonnen, wären wir immer in ihrer Nähe geblieben.“

„Aber sehen Sie — der Steuermann scheint etwas zu hören — wahrhaftig, das ist das Paffen des Dampfbootes — dort hinten wird auch schon der Rauch sichtbar; nun möchte Ihr Wunsch bald in Erfüllung gehen, denn der Capitain naht und die Fahrt wird beginnen.“

„So hat des Steuermanns Pfeifen doch etwas genützt“, lächelte Günther, sich dabei auf einen alten Aberglauben der Seeleute beziehend, „aber wir wollen uns das Fernglas holen und unsere neuen Hülfstruppen ein wenig näher in Augenschein nehmen.“

Das Dampfboot kommt wirklich gerade zum Vorschein, da es aber noch einiger Zeit bedarf, ehe es das Schiff erreichen kann, auf dem wir uns, lieber Leser, befinden, so möchten wir die wenigen Minuten benutzen und uns mit dem Fahrzeug selbst, das uns zu fernen Zonen tragen soll, wie mit den Passagieren und Matrosen ein wenig genauer bekannt machen.

Das Schiff hieß „die Amazone“ und führte nicht allein den Namen in großen goldenen Buchstaben über den Cajütenfenstern des Hinterdecks und auf beiden Seiten des Bugspriets, sondern trug auch noch, dicht unter diesem, eine stattliche weibliche Figur, hochgeschürzt und mit Helm, Schild und Speer bewehrt, den rechten Arm wie befehlend und Ruhe gebietend über die munter plätschernden Wogen ausgestreckt, die bald zu Bergen anwachsend, seine Bahn umtoben sollten.

Die Amazone war ein Dreimaster, das heißt, der dritte oder Besanmast auf dem Hinterdeck war nicht nur mit einem Giek- oder Besansegel, sondern mit wirklichen Raaen und Kreuzstengen versehen, wie der Haupt- und Fockmast, und trug also auch neben dem erstgenannten ein Kreuz- und Kreuzbramsegel oder sogenanntes Gretchen. Nur der Hauptmast führte jedoch ein Oberbramsegel (royal).

Capitain Barring, der sich auf dem heranbrausenden Dampfboot befand, war zugleich Eigenthümer des Schiffes das er befehligte und jetzt nach dem Kap der guten Hoffnung geladen, wohin Heinrich Bodmer, der Vater von Günther und Oskar, ebenfalls Passage genommen hatte, um dort verschiedene Geschäftsverbindungen anzuknüpfen und zu ordnen, seinen ältesten

Sohn dann an Ort und Stelle zu lassen, und mit dem jüngsten nach Deutschland zurückzukehren. Oskar befand sich demnach gewissermaßen auf einer Vergnügungsreise und da es seine erste Seefahrt war, so konnte die Ungeduld des Kleinen schon entschuldigt werden, der nur immer in die offene See hinauswollte, um weiter nichts als Wasser — Seewasser und Himmel zu sehen.

Sonst war an Passagieren nur noch ein bleicher, hagerer Mann an Bord, mit schwarzen, straffen Haaren, tiefliegenden, dunkeln Augen und Pockennarben, ein Aeußeres, das allerdings beim ersten Anblick nichts weniger als empfehlend wirkte, doch benahm er sich ungemein freundlich, hatte besonders viel mit Günther über dessen Verhältnisse und Aussichten geplaudert, Oskar eine Menge Geschichten aus Portugal, Frankreich, Italien und aus den nordafrikanischen sogenannten Raubstaaten erzählt, und auch mit dem Rittmeister mehrere Male ein Gespräch anzuknüpfen gesucht, dieser aber, schien kein besonderes Gefallen an dem Manne zu finden, und so kam es denn, daß Beide noch ziemlich fremd und kalt gegen einander waren.

Das Schiff selbst war ursprünglich in Boston, in Nordamerika gebaut, und ein vorzüglicher Schnellsegler; Capitain Barring hatte es aber schon vor mehreren Jahren angekauft, und die Bemannung bestand mit wenigen Ausnahmen aus lauter Deutschen. Die vier Fremden, die allein mit zu der Mannschaft gehörten, waren: ein Engländer, ein Portugiese, ein Holländer und ein Franzose.

Der Obersteuermann, ein alter Wallfischjäger, der erst seit Kurzem die nördlichen Fahrten aufgegeben, sollte in Hamburg ein eigenes Schiff zur Führung bekommen, da aber an diesem noch gebaut wurde, so zog er es vor, um nicht Monate lang müßig zu liegen, erst noch eine Reise als Steuermann mitzumachen, und Capitain Barring, mit dem er früher vor dem Mast gedient, hatte ihn gern und freudig angenommen.

Weniger empfehlend war das Aeußere des Untersteuermanns, der, zwar ein tüchtiger Seemann, von den Matrosen dennoch mehr gefürchtet als geliebt wurde. Allerdings mußte man mit dem Mann erst näher bekannt werden, um sich in seiner Gesellschaft wohl fühlen zu können, dann aber lernte man auch das unheimliche Gefühl besiegen, das sein finsterer, oft drohender Blick beim ersten Begegnen stets hervorrief.

So — jetzt denk' ich, können wir das Dampfboot heranassen; es war aber auch hohe Zeit, denn eben hält die Maschine, die Räder drehen sich nur noch durch den Wasserdruck und ohne weitere sichtbare Hülfe, fast wie aus eigenem, innerem Leben, schießt das schlanke Fahrzeug heran und streift im nächsten Augenblick die hohen Seiten des stattlichen Dreimasters. Die Matrosen fangen die ihnen zugeworfenen Taue des „Dampfers," Bord an Bord liegen die beiden Fahrzeuge, Strickleitern werden von der Amazone auf das Deck seines niederen Nachbars hinabgelassen und Kisten und Kasten, Hutschachteln, Reisesäcke, Koffer, Futterale und Körbe schweben Secunden lang, von Tauen umschlungen, in der Luft und verschwinden dann plötzlich in dem Bauche des Ungeheuers, das schon mit den Schwingen flattert und bald, bald, auf seiner spurlosen Bahn dahin schießen wird.

Aber nicht allein leblose Gegenstände waren es, die dem Dampfboot entnommen wurden, nein, auch die Eigenthümer aller dieser tausend Kleinigkeiten und größeren Ballen folgten ihren Habseligkeiten auf dem Fuße nach, und wenige Minuten schien es fast, als ob die Amazone von einem feindlichen Schiffe und zwar ebenfalls von Amazonen geentert worden wäre, denn an der Fallreppstreppe klomm es mit regem, lebendigem Eifer empor. Doch es waren nur Passagiere, die der Capitain selbst von Hamburg mitgebracht, und kaum hatte der letzte das Dampfboot

verlassen, als dieses den Rauch in dicken Wolken ausspie. Wenige Secunden kochte und gährte es dabei im Innern desselben, dann schallte eine kleine Klingel, die Räder schlugen in kürzeren und kürzeren Zwischenräumen auf's Wasser, die Taue wurden eingenommen, der Mann am Steuerrad war eifrig bemüht, dieses in die richtige Lage zu bringen, das Bug fiel vom Schiffe ab, langsam schwenkte es mit der Strömung herum, und hatte eben dieser die breite Seite zugekehrt, als es den Dampf in schnell auf einander folgenden Stößen auswarf und gerade von dem Bord der Amazone fortschoß. Die beiden Capitaine winkten sich noch einander kurzen Abschiedsgruß zu, und als sich die Passagiere zu dem, was an ihrem eigenen Bord vorging, zurückwandten, hörten sie nur das Klappern und Klirren der schweren Ankerkette, die eingewunden ward, und das Schiff bis in seine innersten Rippen erzittern machte. Bald schwebte der ungeheure Anker aus der Tiefe herauf und nun begann in dem Takelwerk und in den Raaen ein eigenes, reges Leben.

Matrosen kletterten wie Katzen an den Wanten empor und liefen auf den dünnen Paarden hin; im nächsten Augenblicke flatterten die gelösten Hauptsegel im frischen Morgenwind, die am Deck befindliche Mannschaft griff zu den Schoten und zog sie an, schon kräuselten sich vorn am Bug die kleinen Wellen, als der Koloß die Fluth zu theilen begann. „Marssegel los!" lautete der Befehl; kaum gegeben war er auch schon ausgeführt. Die Marssegel schlugen und peitschten und waren im nächsten Augenblick fest angezogen und gebraßt. Das Schiff begann sich auf die Seite zu legen und die Wellen zu durchschneiden.

„Bramsegel bei!" tönte es von des Capitains Lippen, und mehr und mehr neigte sich der ungeheuere Bau von Masten, Tauen und Segeln vor dem frischen Wind, der jetzt die ganze Leinwandfläche faßte und das Schiff schnell und tanzend dahintrug

„Siehst Du, Oskar, wie sie Segel auf Segel setzen?" frug Günther den Bruder, „jetzt lösen sie sogar das oberste des Hauptmastes; wie schnell wir an den anderen Schiffen vorbeigleiten."

„Was mag die grüne Flagge dort auf dem ersten Mast jenes großen Schiffes bedeuten?"

„Es liegt in Quarantaine," sagte der Rittmeister, der zu ihnen getreten war, „die kleine Flagge auf dem Fockmast warnt jedes andere Fahrzeug, mit ihm zu verkehren."

„Wer kann aber ein kleines Boot daran verhindern dort anzulegen, wenn es gerade vorbeiläuft?" frug Günther.

„O, dort anlegen kann ein jedes," lachte der Rittmeister, „aber dann muß es auch dort bleiben und die Quarantaine mit aushalten."

„Wo mag es hergekommen sein?"

„Wahrscheinlich aus dem mittelländischen Meere, oder vielleicht von New-Orleans, wo die Leute am gelben Fieber sterben."

„Und wie lange muß ein solches Schiff vor Anker liegen, ehe es wieder mit dem Festlande verkehren darf?" sagte Oskar.

„Das ist sehr verschieden," erwiederte ihm der Rittmeister, „je nachdem es von einem kränklichen Orte herkommt, oder selbst mehr oder weniger Krankheits- und Sterbefälle an Bord gehabt hat. Oft dürfen sogar die Schiffe hier nicht löschen oder ausladen, sondern müssen nach irgend einem nördlich gelegenen Hafen, meistens Norwegen, hinauffahren und dort erst in dem kälteren Klima jede Gefahr des Krankheitsstoffes beseitigen. Das ist dann allerdings wohl das Unangenehmste, was einem armen Teufel passiren kann, wenn man Monate lang auf dem Wasser gelegen, eine lange, gefährliche Reise überstanden hat, den so heiß ersehnten Hafen des Vaterlandes endlich wiedersieht und nun — noch einmal umkehren muß, weil es einer hohen Sanitätscommission möglich erscheint, daß man Cholera, Pest, gelbes Fieber, Blattern oder sonst eine

andere entsetzliche Krankheit bei sich trage. Mag man da noch so gesund und frisch, jetzt und Monate lang vorher, gewesen sein, es ist Alles umsonst, der Anker, bei dessen Fallen uns das Herz vor Freude in der Brust sprang, muß wieder herauf und das Land, das man in wenigen Stunden zu betreten hoffte, verschwimmt bald in weiter Ferne. — Wer weiß, ob man je zurückkehrt, es wieder zu sehen?"

„Was? nicht zurückkehren?" frugen Günther und Oskar zu gleicher Zeit.

„Ich erzähle Ihnen die Geschichte ein andermal," sagte der Rittmeister, der plötzlich recht ernst geworden war, „wenn wir erst auf hoher See sind. Es ist ein Blatt aus dem Buche meines eigenen Lebens und gehört wahrlich mit zu dem Traurigsten, das mir je begegnete. Doch — dort kommt Ihr Vater, und es ist überhaupt Zeit, uns unsere neue Reisegesellschaft ein wenig zu betrachten."

Herr Bodmer, auf den sich jene Aeußerung bezog, schritt indessen näher und begrüßte die ihm freudig entgegeneilenden Söhne. In früher Jugend und aus drückenden ärmlichen Verhältnissen, mit einem Geist aber, der sich nicht auf seine nähere Umgebung nur beschränken ließ, sondern weiter und immer weiter strebte, hatte er sich von einem armen, unbemittelten Knaben, von dem Laufburschen eines Handelshauses in Lübeck, zu seinem jetzigen Standpunkte, zu einem der ersten Kaufherren der reichen Hansestadt emporgeschwungen, und ging nun sogar damit um, ein neues Etablissement in der Kapstadt zu gründen, dem eben Günther, sein ältester Sohn, unter Leitung eines dortigen Handelsfreundes, vorstehen sollte. Herr Bodmer war rasch und lebhaft in seinen Bewegungen und die kleinen, grauen Augen blitzten klug und feurig unter den schon stark mit weißen Haaren gemischten Brauen hervor, seine Wangen aber sahen bleich und eingefallen aus, und seine Hautfarbe hatte etwas Durchsichtiges,

Krankhaftes. Die Seereise schien er denn auch großentheils mit deshalb unternommen zu haben, um seine, von zu angestrengter Arbeit untergrabene Gesundheit wieder herzustellen, und zuerst durch die frische Seeluft und dann durch eine Klimaveränderung das erschlaffte Nervensystem zu stärken und aufzufrischen.

Die anderen Passagiere gehörten sämmtlich zu einer Familie und wollten nach Ostindien auswandern, wo sie eine reiche Erbschaft erwartete; diese aber war durch gewisse Clauseln so gestellt, daß sie solche nur an Ort und Stelle in Empfang nehmen konnten und zugleich verpflichtet wurden, wenigstens ein Jahr dort zuzubringen. Gefiel ihnen nach dieser Zeit das Land nicht mehr, so stand es ihnen frei, mit ihrem ererbten Vermögen in das alte Vaterland zurückzukehren.

Das Oberhaupt der Familie war ein Krämer aus Braunschweig mit seiner Familie, zwei erwachsenen Töchtern, einem etwa fünfzehnjährigen Knaben und seinem Bruder, einem jungen Tischler aus Hamburg, der früher oft für Capitain Barring gearbeitet und nun seine Verwandten veranlaßt hatte, mit diesem Schiffe die Reise zum Kap der guten Hoffnung zu machen und von dort aus, auf irgend einem anderen Kauffahrer oder Paketboot, die Fahrt bis an den Ort ihrer Bestimmung fortzusetzen.

Der Krämer war ein kleiner, anspruchsloser Mann, mit sehr blonden Haaren und sehr grauen Augen, und zu der Erbschaft gekommen, er wußte nicht wie. Es gab auch wirklich Augenblicke, wo er es selbst noch nicht einmal glaubte und sich dann wohl heimlich, daß es Niemand bemerken konnte, an der Nase und an dem Ohrläppchen zupfte, um zu sehen, ob er wirklich wache und nicht etwa, wie es nun seit siebenundzwanzig Jahren gewesen, auf der Hagenbrücke in Braunschweig sitze und Stinte verkaufe. Aber nein, er wachte in der That und dieses angenehme, behagliche Gefühl, sich als einen reichen Mann zu wissen, war kein Traum.

Den vollen Umfang seines Glückes glaubte er aber immer noch nicht. — Sechsmalhunderttausend Thaler sollte die Erbschaft betragen — das war unstreitig aufgeschnitten. Nein — er wollte viel für wahr halten, er wollte wirklich unverschämt sein — er wollte sich für den Eigenthümer von hunderttausend neuen, braunschweigischen Doppelthalern halten. — Nein — auch das war noch zu viel, das war nicht möglich; — aber einfache — ja hunderttausend Thaler, an die wollte er glauben, welch herrliche runde Summe. Höher hinauf konnte er jedoch nicht denken; bis dahin erstreckten sich seine Grenzen des Reichthums und er hatte schon auf dem ganzen Wege bis Hamburg überlegt, ob er, wenn er nach dem Verlauf des Probejahres nach Braunschweig zurückkehre, Richmont kaufen solle oder nicht.

Viel bequemer wußte sich seine Frau in ihre neue Lage zu schicken und spielte die Madame Nabob auf eine gar stattliche Art. Der so schnell gekommene Reichthum hatte ihr aber fast die unbedeutende Quantität gesunden Menschenverstandes zerrüttet, den sie sonst, besonders bei dem Ein- und Verkauf von Schmelzbutter gezeigt, und Florian Wegmeier, ihr Herr und Gatte, hätte, wenn es nach ihrem Kopf gegangen wäre, schon in Hamburg vier oder fünf Dienstboten engagiren müssen, um einen würdigen Einzug in ihre neuen Besitzungen halten zu können. Mit unendlichem Sträuben hatte er sich denn endlich dazu entschlossen, und dadurch gewissermaßen einen Ausbruch öffentlicher Feindseligkeit vermieden, daß er einen jungen Burschen, einen Zimmermann, annahm, der überdies gern auswandern wollte und diese Gelegenheit benutzte, nicht allein freie Passage in ein anderes Land zu bekommen, sondern auch zugleich noch ein paar Thaler zu verdienen, womit er dort seinen ersten Anfang decken konnte.

Der Bruder des Krämers war eine ehrliche Haut, ein Tischler mit Leib und Seele, der sein Geschäft verstand und sich auch in

Deutschland ziemlich wohl befand, eines solchen bedeutenden Vermögens halber aber das Vaterland natürlich gern, wenn auch nur auf kurze Zeit verließ, und dem kommenden Reichthum mit ziemlich viel Gemüthsruhe entgegensah.

Wenig bleibt noch über die beiden Töchter und den jungen Wegmeier zu sagen. Es waren ein paar einfach erzogene, aber herzensgute und auch liebenswürdige junge Mädchen, denen das tolle, aufgeblasene Wesen der Mutter im Innersten der Seele weh zu thun schien, wenigstens bemühten sie sich, es bei jeder Gelegenheit so viel wie möglich zu verdecken.

Anders nahm Jonas, des alten Wegmeier ältester und einziger Nachfolger männlichen Geschlechts, das Leben. Für ihn existirte keine Sorge, kein Kummer; aber auch keine Freude, kein Genuß, als der, den der Augenblick in irgend einer guten Mahlzeit mit sich brachte. Er wäre eben so gern in Braunschweig auf der Hagenbrücke geblieben, da er aber nun doch einmal nach Ostindien ging, nun gut, so blieb sich das ziemlich gleich — er ging eben einmal nach Ostindien, wie er sonst einmal nach Querum oder Wolfenbüttel gegangen war. Dabei besaß er eine ungeheuere Fertigkeit Alles verkehrt zu machen, in jedes hineinzufallen, das, was er einmal in die Hände bekam, zu zerbrechen, andere Leute auf die Hühneraugen zu treten ꝛc. ꝛc., und er war in den acht Tagen, die er mit seinen Eltern in Hamburg in einem Hotel zubringen mußte, der Schrecken des ganzen Hauses geworden.

Doch genug der Beschreibung, wir werden mit sämmtlichen Passagieren unterwegs wohl noch näher bekannt werden, und müssen nun zu dem Schiffe selbst und dessen Umgebung zurückkehren.

Die Amazone glitt, von einem günstigen Ostwind getrieben, pfeilschnell der offenen See entgegen und schon wurden, als sie die Insel Neuwerk hinter sich gelassen, die felsigen Küsten Helgolands sichtbar.

„Dort verschwimmt das letzte deutsche Land in blauer Ferne," sagte Günther sinnend und halb mit sich selber redend, als er, an den Bord gelehnt, hinüberblickte nach dem flachen Küstenstrich.

„Aha, mein junger Freund," lächelte der Rittmeister, „stellen sich die wehmüthigen Gedanken schon ein? Warten Sie nur, es wird noch besser kommen, wenn Sie nur erst einmal den fremden Boden betreten haben. Ich weiß aber gegen diese trübe Stimmung ein kapitales Mittel; betrachten Sie jenen Küstenstreifen nicht mehr als Vaterland, sondern als „der freien Hansestadt Hamburg" zugehöriges Eigenthum, und sagen Sie sich dann leise vor: Das ist die Insel Neuwerk mit einigen sechzig Einwohnern und zwei Leuchtfeuern und Baken*) zu dem Amte Ritzebüttel gehörig, das gegen Ende des 14. Jahrhunderts von Hamburg erobert und 1400 durch den Herzog Erich in seinem Besitz bestätigt wurde. — Setzen Sie nun noch hinzu, daß Neuwerk der nördlichste Punkt, gewissermaßen der Vorposten Deutschlands, den nördlicher hausenden Völkerstämmen gegenüber, ist, so haben Sie nur das Land in geographischer und statistischer Hinsicht vor sich und nicht mehr als Vaterland. Sie werden bald finden, daß es dadurch ein ganz anderes Ansehen gewinnt."

Der Rittmeister sprach diese Worte scherzhaft und mehr nur, des jungen Günther Trübsinn zu verscheuchen, ihm selbst war es aber auch wohl anders ums Herz, denn er warf oft verstohlene Blicke nach dem blauen Landstreifen hinüber und wandte sich einmal recht schnell und plötzlich ab, um eines der Wanttaue, das sich sonst in gar nichts Besonderem von den übrigen unterschied, sehr genau und aufmerksam zu betrachten. — Er wischte sich nur

*) Entweder in eisernen Körben unterhaltene Pech- und Steinkohlenfeuer, oder vor Anker liegende Tonnen, das Fahrwasser anzudeuten.

eine Thräne aus dem Auge, die der junge Mann nicht bemerken sollte.

„Ach, Sie erlauben mir wohl?" sagte Herr Wegmeier, der indessen zu ihnen getreten war, in seinem etwas breiten, braunschweigischen Dialekt, „Sie erlauben mir wohl man zu fragen, was Curhaven eigentlich für ein Ort ist? — Ich beabsichtigte —

„Ja, wir beabsichtigten dort zu landen," fiel ihm Edelgunde Wegmeier in's Wort, „aber der Capitän ließ nicht mehr halten und da wurde aus der Vergnügungsfahrt nichts — ich dächte doch, wenn man sein Geld bezahlte —"

„Curhaven," unterbrach sie freundlich der Rittmeister, „ist im Sommer interessant genug und für die, die einen Genuß darin finden, die freie, offene See zu bewundern, sehr empfehlungswerth. Der Flecken selbst enthält etwa 800 Einwohner und sein guter Hafen wie seine günstige Lage sind von diesen nicht unbenutzt geblieben. Es ist ein reger Verkehr in dem Ort, wozu freilich das sehr besuchte Bad nicht wenig beiträgt."

„Curhaven ist doch noch deutsch?" frug Madame Wegmeier.

„Allerdings," erwiederte der Rittmeister, „übrigens hätten Sie auch Ursache zu der Frage, wenn Sie wirklich dort gewesen wären, denn es wird da fast so viel englisch wie deutsch gesprochen; überhaupt sind wir Deutschen nun einmal Nachahmer und beweisen das besonders an unseren Grenzen, wo der Reisende immer schon das Spiegelbild des nächsten Staates findet."

„In Braunschweig nicht," sagte Madame Wegmeier.

„Nicht wahr, das ist Helgoland?" frug Günther jetzt, mit der ausgestreckten Hand nach einem niederen, zackigen Streifen deutend, der an der Starbordseite sichtbar wurde.

„Das ist Helgoland," bestätigte der Rittmeister, „und ein wackeres, treffliches Völkchen haus't dort, wenn es auch wohl schon ein wenig durch die, im Sommer so häufig da einkehrenden



Helgoland.

Fremden verdorben ward. Die Helgoländer theilen das aber mit allen einfach rohen Stämmen; sobald sie einmal von der Cultur „beleckt" werden, so geht's ihnen wie unseren Voraltern im Paradies, die auch zu klug wurden."

„Helgoland wird stark besucht?" frug Oskar.

„Ja — im Sommer wenigstens, denn die meisten der in den nördlichen Badeörtern sich aufhaltenden Fremden fahren hinüber, um doch später sagen zu können, sie haben eine Seereise gemacht. Die Fahrt ist auch schnell bestanden, denn die Insel wird kaum weiter als zehn Meilen vom Festlande entfernt liegen."

„Was die Helgoländer betrifft, so ist es ein schöner, kräftiger Menschenschlag, meist blond, wie alle Nordländer, mit blauen Augen und derben Fäusten. Uebrigens ist es mit ihnen gerade so, wie mit jenem indianischen Volksstamm, von dem ein Reisender als besondere Merkwürdigkeit erzählt, daß die Frauen — zarter und schöner wären als die Männer."

„Helgoland wird etwa 2000 Bewohner haben und das Volk selbst ist von friesischer Abkunft, spricht auch die friesische Sprache."

„Von Helgoland kommen die Hummern," meinte Herr Wegmeier.

„Ja," sagte der Capitain, der eben dem Obersteuermann noch einige Befehle ertheilt hatte, und sich nun den Passagieren anschloß, „von dort kommen die Hummern, und Schellfische obendrein in Unmasse; von den Hummern sehen wir aber leider die vorzüglichsten und größten nicht, denn die gehen nach London, wo sie besser bezahlt werden. S' ist aber auch kein Wunder daß sie in solchen Waaren etwas Vorzügliches liefern, die Helgoländer werden ja überall von der See umgeben, allein auf die See als ihren Erwerbszweig angewiesen, und während ein Theil derselben dem Fischfang obliegt, rivalisirt der andere mit den Blankenesern in der edeln Lootsenkunst."

„Lootsenkunst?" frug Günther.

„Ja, als Kunst wird das Lootsenwesen überhaupt, im nördlichen Deutschland betrieben, wo die Lootsen ihre wirklichen Examen machen müssen, um auch zu beweisen, daß sie einem so vielen Verantwortlichkeiten unterworfenen Geschäfte gewachsen sind. Das Examen beschränkt sich natürlich nur auf die Gegenstände, die wirklich zu ihrem Beruf gehören, und es ist dort nicht wie bei so vielen anderen Examen, wo die armen Teufel von Candidaten mit Zeug geplagt werden, das sie nach dem peinlichen Verhör so schnell als möglich vergessen und auch nie wieder brauchen. Sind sie dann aufgenommen, so bekommen sie die Lootsenmedaille, den sogenannten Lootsenpfennig, werden noch einmal aufgefordert, „nüchtern zu bleiben und mäßig und bescheiden zu sein" und — die Fahrt kann beginnen."

„Was ist denn aber ein Lootse?" frug Madame Wegmeier.

Der Capitain sah sie an, und glaubte sie habe ihn bloß zum Besten, als er aber ihr ernsthaftes Antlitz erblickte und die neugierigen Augen — Edelgunde Wegmeier war wirklich etwas neugierig — merkte er, daß es Ernst sei und antwortete nun sehr artig: „Ein Lootse, Madame, ist ein Mann, der die Schiffe aus der offenen See in den Hafen führt, und der daher alle die Sandbänke Dünen und seichten, also dem Schiff gefährlichen Stellen, durch welche hin das Fahrzeug passirt, genau kennen muß, damit er sie entweder vermeidet, oder wenigstens den hohen Wasserstand, die Fluth abwartet, um über sie hinzukommen. Sobald der Lootse an Bord steigt, übernimmt er das Commando, und der Capitain hat dann nur darauf zu sehen, daß alle seine Befehle richtig und schnell ausgeführt werden. Gerade so ist es bei dem Auslaufen eines Fahrzeugs."

„Wenn aber nun ein Capitain den Fluß eben so genau kennt und ohne Lootsen einfährt?" meinte Günther.

„So mag er es auf seine Verantwortung thun," er-

wiederte Jener, „aber ersparen würde er nichts, denn erstlich verliert er jeden Anspruch auf Assecuranz und muß das Lootsengeld dennoch nachzahlen. Und das ist auch nicht mehr wie recht und billig. Diese also eingerichtete Lootsengesellschaft ist ein Segen für den Handel, und muß auf jede billige und gerechte Weise unterstützt werden.

„Wir haben ja aber keinen Lootsen an Bord," sagte Oskar.

„Weil wir schon in gefahrlosem Wasser sind," erwiederte der Capitain. „Sehen Sie jenes kleine Fahrzeug dort, mit der großen, schwarzen Nummer im Segel? — Das ist ein Lootsenboot — damit wagen sie sich oft viele Meilen weit in die offene See hinaus und trotzen Sturm und Unwetter, um heimkehrenden Schiffen zu begegnen."

„Wenn sie aber nun herausfallen?" sagte Madame Wegmeier.

„Sie werden doch nicht" — lächelte Capitain Barring.

In diesem Augenblicke rief der Steward oder Cajütenwärter den Capitain ab. Die Amazone war indessen nahe genug an Helgoland herangekommen, daß man, wenn auch noch undeutlich, doch den Leuchtthurm erkennen konnte, und der Rittmeister machte Günther darauf aufmerksam. Madame Wegmeier, die übrigens seit einigen Minuten sehr unruhig und auch etwas blaß geworden war, lehnte sich indessen an den Bord und sah stier vor sich hin.

„Sagen Sie einmal," frug jetzt Herr Wegmeier, „in Cuxhaven war ja auch ein Thurm — zum Umsehen, nicht wahr?"

„Es war ein Leuchtthurm," erwiederte Jener.

„Ein Leuchtthurm?" wiederholte mit offenenem Munde Jonas, der hoffnungsvolle Wegmeierische Erbprinz.

„I nun," meinte Wegemeier, „was ist denn da zu verwundern? So ein Leuchtthurm ist das auf der See, was bei uns die Straßenlaternen sind, damit man nicht an die Ecken rennt."

„Ganz recht," lächelte der Rittmeister, „die Leuchtthürme aber —"

„Ach Herr Gott!" rief Madame Wegmeier und wurde todtenbleich.

Alle sprangen hinzu und der Rittmeister, dem sie gerade am nächsten stand, fing sie auf, daß sie nicht auf das Verdeck stürzte; dieser aber beruhigte auch, besonders die ängstlich besorgten Töchter über das plötzliche Unwohlsein der Mutter, und behauptete es sei einzig und allein — Seekrankheit.

Der Wind hatte nämlich schärfer und immer schärfer geblasen und die kurzen, eben nicht unbedeutenden Wellen hoben und schaukelten auf eine, für den Neuling wirklich höchst unbehagliche Art, das stattliche Fahrzeug. Vorzüglich war jene Bewegung, welche die Matrosen das „Stampfen" nannten, für die der See Ungewohnten fatal und Schwindel erregend, wenn sich der Bug oder das Vordertheil nämlich mit einer Woge hob und dann, nach der darunter hinweggeschossenen, wieder niedertauchte in die emporspritzende Fluth. Es war dasselbe Gefühl, das den besonders vorn am Fahrzeuge Stehenden faßte, als ob man in einer hoch schwingenden Schaukel den höchsten Punkt erreicht habe, und nun mit athemraubender Schnelle hinabführe.

Zugleich blies der Wind nicht seitwärts genug, um das Schiff fest auf die Leeseite zu legen und ihm dadurch etwas mehr Sicherheit und Ruhe zu geben, sondern es erhielt sich nun auch noch in einer bald nach Starbord, bald nach Back oder Larbord schwankenden Bewegung, was das Unangenehme und Peinliche des Ganzen nur vermehrte.

Dagegen gab es aber freilich kein Mittel, das war eine Sache die überstanden und ertragen sein wollte; der Rittmeister übergab deshalb den stöhnenden Körper der Madame Edelgunde Wegmeier ihren beiden Töchtern, deren junge, kräftige Naturen der Wirkung des Schaukelns bis jetzt noch widerstanden, und zog sich mit den beiden jungen Bodmers auf die Luvseite des Schiffes zurück, um jenen ein wenig Raum zu lassen.

„Gibt es denn gar kein Mittel gegen diese fatale Krankheit?“ frug hier Günther indem er, seine Stellung zu sichern, den Arm um eines der Wanttaue schlang.

„O ja,“ lächelte der Rittmeister. — „Land, — in dem Augenblicke, wo der Patient festen Grnnd und Boden unter sich fühlt, ist er geheilt. — Die Krankheit schwindet, sobald dieses ewige Schaukeln und Schwanken endigt. Bei vielen Leuten gewöhnt sich freilich der Körper daran, so wie Tausende gar nicht seekrank werden.“

„Und sonst hilft nichts dagegen?“

„Ach, da ist schon tausenderlei versucht und behauptet worden. Manche sagen man müsse viel, Andere wieder, man müsse wenig essen. Der will ein Senfpflaster auf den Magen, Jener eine spanische Fliege auf die Herzgrube — es hilft aber Alles nicht. Ist die Natur einmal dazu geneigt, so bricht sie sich, trotz Pflastern und Latwergen Bahn, und ist sie das nicht, so bedarf es auch weiter keines Schutzmittels. Ich meines Theils glaube, daß eine mäßige Diät gut und zweckmäßig ist das Uebel wenigstens nicht zu verstärken, denn ein überladener und verdorbener Magen hat ja auch auf dem festen Lande fast ähnliche Folgen. Aber sehen Sie Herrn Wegmeier da drüben, wie der auf einmal so bleich wird. Das ist ein sicherer Vorbote, der gute Mann wird der Nordsee wohl auch seine Abgabe zu entrichten haben.“

Er hatte ganz recht gesehen; Florian Wegmeier, der bis jetzt seine Ehehälfte unterstützt und sich viel gebückt hatte, wurde schwindlich, die Masten und Taue fingen an zu tanzen, die Matrosen schienen auf den Köpfen zu gehen, das ganze Schiff nahm eine eigenthümliche, Ekel erregende Gestalt an, und die Folge hievon blieb denn auch nicht aus. — Er wurde von seinem Sohn und ein paar Matrosen ein wenig auf die Seite gebracht und dort seinem Schicksal überlassen.

Gegen Mittag ließ zwar der Wind etwas nach, die See ging aber nichts desto weniger sehr hohl und die Lage der Kranken wurde nur wenig gemildert. Oskar war ebenfalls unwohl geworden, und von den Passagieren hielten sich nur noch der Rittmeister, Günther und jener bleiche Mann, dessen Namen sie bis jetzt nicht erfahren hatten. Selbst Herr Bodmer, der doch schon mehre Seereisen mitgemacht, dessen Gesundheit aber freilich gegenwärtig sehr angegriffen war, konnte den kurzen Bewegungen des arbeitenden Fahrzeugs nicht widerstehen und mußte sich in seiner Coje zu Bette legen.

Von den Damen war nur die jüngste Tochter Wegmeiers, Elise, ein liebes, munteres Mädchen, verschont geblieben; das arme Kind hatte aber nun auch so viel zu laufen und zu schaffen, daß es an einen Augenblick der Ruhe gar nicht denken konnte. Bald ächzte die Mutter nach dem, bald der Vater nach jenem, bald verlangte die Schwester Eau de Cologne, bald der Bruder Essig und selbst ihr Onkel, der Tischler, war nicht verschont geblieben, saß bleich und angegriffen neben dem großen Mast, und versuchte sich mit beiden Händen in einer nur einigermaßen festen Stellung zu erhalten.

Höchst gleichgültig blieben aber bei all diesem Jammer und Elend die Seeleute, die über die krank umhergestreuten Menschen so ruhig und unbefangen hinwegstiegen, als ob es eben nur so viele Stücke Holz und nicht leidende „Mitbrüder und Mitschwestern", wie Herr Wegmeier in höchster Entrüstung sagte, gewesen wären, ja Günther glaubte sogar einmal ein paar von ihnen im herzlichen Lachen hinter der Cambüse, wo sie sich für unbemerkt hielten, gesehen zu haben; freilich legten sie, wenn sie in die Nähe der Passagiere kamen, ihre Gesichter immer wieder in höchst ernsthafte Falten.

Wer konnte es aber den Leuten auch verdenken? — stets auf der See — immer wieder in Gesellschaft anderer Passagiere, die dasselbe, schon tausendmal gesehene Leiden zu überstehen hatten,

wie konnten sie da Mitgefühl für Menschen haben, die sie überdies noch als Landratten wenn auch nicht verachteten, doch gering schätzten. Der Matrose betrachtet überdieß einen Passagier als Fracht, und noch dazu als lästige Fracht, da er ihn nicht, wie einen anderen Ballen, wegpacken kann, sondern ihn immer in Zeit der größten Arbeit da findet, wo er nicht hingehört und wo er am meisten im Wege steht. Anders wird das jedoch, wenn man sich etwas näher mit ihnen bekannt macht und besonders die langweiligen Nachtwachen in ihrer Gesellschaft verplaudert, dann werden sie gesprächig und zutraulich, erzählen von ihren Fahrten und Abenteuern, und sind auf einmal ganz wie ausgewechselt und verwandelt.

Gnade Gott aber dem, der sie über die Schulter ansieht und es sie wohl gar merken ließe, daß er es unter seiner Würde hielt mit ihnen zu verkehren! Der mag, besonders bei etwas stürmischem Wetter, nur darauf gefaßt sein, bald hier bald da einen Schabernack gespielt zu bekommen und wäre dann sicher recht froh, mit seinen Gegnern Frieden schließen zu können, wenn er diese nur zu Gesicht bekäme oder kennen lernte. Aber nein, überall begegnet er freundlich artigen Blicken, wird von jedem mit größter Zuvorkommenheit behandelt, und wenn er auch auf seinem gewöhnlichen Sitze einen großen Theerfleck findet, den er natürlich erst entdeckt, nachdem er sich hineingedrückt hat, oder wenn ihm der Hut durch ein geschlenkertes Tau in See geschleudert, oder ein Eimer Seewasser zwischen die Füße gegossen wird, so erfährt er doch nie von wem der freundliche Dienst kam, und findet beim Capitain und Obersteuermann wohl Mitleiden und das Versprechen einer strengen Bestrafung des Schuldigen — wenn er entdeckt werden kann — weiter aber auch Nichts.

Günther wurde jetzt von dem Steward in die Cajüte zu seinem Vater gerufen, der sich hingelegt hatte und das Unwohlsein im

Bette abwarten wollte. Herr Bodmer war übrigens nicht krank, sondern nur schwach und fürchtete die Seekrankheit allein deshalb, weil er wußte daß sie seine Nerven zu sehr angreifen und ihn noch mehr ermatten würde. Oskar dagegen hatte sie im vollsten Maße und stöhnte und ächzte aus Leibeskräften.

Da wir aber jetzt einmal in der Cajüte sind, so könnten wir uns dieselbe gleich, wenn auch nur flüchtig, besehen, um später nicht mehr darauf zurückkommen zu dürfen.

Die Cajüte der Amazone, als eines der besseren Passagierschiffe, war sehr geschmackvoll, ja glänzend ausgestattet. Das Mahagoni- und Kirschbaumgetäfel der Wände wurde, jedesmal in den einzelnen Gefachen, von schmalen Messingborden eingefaßt, was dem Ganzen ein elegantes und zugleich solides Aussehen gab; dabei waren die kleinen, mit schwerem Spiegelglas versehenen Fenster, durch äußerst geschmackvoll drapirte Gardinen verhangen und breite, jedoch wohl befestigte Spiegel in großen Goldrahmen warfen, einander gegenüber angebracht, sich selbst in eine ungeheure Perspective zurück. Der Tisch, von massivem Mahagoni, stand unbeweglich und mit Haspen und Klammern verwahrt in der Mitte des allerdings etwas beschränkten Raumes.

Außer mehren befestigten Sitzen befanden sich übrigens auch noch einige leichte Rohrstühle und Sessel in der sogenannten und eigentlichen Cajüte, wurden jedoch bei stürmischem Wetter ebenfalls festgebunden, da sie sonst wohl, den Gesetzen der Schwere folgend, aus einer Ecke in die andere gewandert wären.

An beiden Seiten des Schiffes lagen die Schlafcojen der Passagiere wie des Capitains (die Steuerleute schliefen auf dem Verdeck, neben der sogenannten „Hütte" in einer für sie angebauten, ziemlich geräumigen Roof) und jede Coje bestand in einem kleinen, etwa acht Fuß langen und fünf Fuß breiten Zimmerchen, das, ebenfalls acht Fuß hoch, zwei über einander angebrachte Schlafstellen

enthielt und daneben mit einem kleinen Waschstand und einem einzelnen Stuhle, der allerdings nicht viel umherfahren konnte, versehen war.

Herr Bodmer nahm eine solche Coje allein in Besitz, neben ihm schliefen Günther und Oskar, deren Nachbar war wieder der Rittmeister und neben diesem der bleiche Mann. Auf der gegenüberliegenden Seite dagegen hatten sich die übrigen Passagiere in verschiedenen Cojen, das heißt Madame in der ersten, die beiden Töchter in der zweiten, Vater und Sohn in der dritten und der Tischler in der vierten einquartiert, während der junge Zimmermann, Madame Wegmeiers Laquai, in dem großen Rettungsboot der Barkasse, die mit einer Bedachung versehen auf dem Deck stand, sein Lager aufgeschlagen und dort, wie sich später ergab, den besten Platz des ganzen Schiffes zugetheilt bekommen hatte.

Die Matrosen schliefen sämmtlich im Vorderkastell oder im Bug des Schiffes, und die Zwischen- und unteren Räume blieben einzig und allein für Fracht bestimmt.

Als Günther nach einiger Zeit wieder auf das Verdeck stieg, war der Obersteuermann gerade damit beschäftigt, die Hamburger Flagge an die Gaffel (des Besanmastes) aufzuhissen, und sich nach der Richtung hinwendend wohin der Rittmeister, als er ihn kommen sah, deutete, erblickte er ein anderes Schiff, das scheinbar gerade auf sie zusegelte. Es hatte widrigen Wind und mußte laviren, das heißt, bei dem Winde oder so dicht am Winde segeln, wie nur immer möglich, um zuerst auf dem einen Gang ein Stück vorwärts zu kommen und dann, wenn es die Nähe des Landes nicht länger erlaubte, oder die Entfernung aus dem richtigen Cours zu groß ward, zu wenden und den anderen Gang zu steuern, um auf dieser Seite ebenfalls wieder eine kurze Strecke zu gewinnen.

Daß auf solche Art ein Vorrücken nur sehr langsam von Statten geht, ja das Fahrzeug sehr häufig gar nicht vorwärts

kommt, läßt sich denken, in tiefer See aber, wo kein Ankergrund zu finden ist, bleibt nichts Anderes übrig und der Capitain muß froh sein, wenn er nicht zurückgetrieben wird von der schon gewonnenen Bahn.

Das herankommende Schiff zog jetzt auch seine Flagge auf und siehe da, es war ebenfalls ein Hamburger, der nach langer Fahrt in die Heimath zurückkehrte. Die beiden Capitaine standen mit dem Sprachrohre in der Hand auf dem Hinterdeck ihrer Schiffe und frugen, als sie in Rufes Nähe gekommen waren, nach dem Auslaufs- und Bestimmungsort und nach dem Namen des Schiffes.

Das heimsegelnde war die Brig Bellona, von Rio Janeiro, und zwei und siebzig Tage unterwegs. Capitain Barring rief indessen der Amazone Name und Reiseziel hinüber und schwenkte dann, zum Zeichen des Grußes, den Hut.

Die Bellona segelte jetzt dicht hinter der Amazone vorbei, und zwar so nahe, daß Günther mit bloßen Augen die Buchstaben über den Cajütenfenstern erkennen konnte, sie folgte aber dabei einem Cours, der sie hätte in einer halben Stunde unfehlbar auf den Strand der Küste treiben müssen, ihr Capitain kannte jedoch die See in der er sich befand zu genau, um einer solchen Gefahr in den Rachen zu laufen. Kaum eine englische Meile gefahren, so bemerkten die Passagiere von der Amazone aus das Flattern ihrer Segel, von denen sich die mittleren gleich darauf gegen den Mast legten, dann schwenkte das Schiff herum auf die andere Seite, der Gesang der arbeitenden Matrosen, die die Segel anbraßten, tönte herüber — jetzt füllten sie sich, und fort schoß es wieder auf seiner neuen Bahn, von der gefährlichen Küste fort. Als letzten Gruß hob und senkte sich noch dreimal die Flagge auf und nieder, was von der Amazone beantwortet wurde, dann aber glitt diese selbst so schnell durch die schaukelnden Wasser, daß in gar kurzem Zeitraum Rumpf und Segel des anderen Fahrzeuges zu einer dunkeln Masse zusammenschwammen und bald in den Abendnebeln gänzlich verschwanden.

Im Westen hatte sich indessen eine dichte Wolkenschicht gelagert, hinter der die Sonne schon lange versunken war, der Capitain fürchtete auch, und wohl nicht ohne Grund, eine Aenderung des Windes, doch blies er für jetzt noch vortrefflich und die Amazone tanzte im wahren Sinne des Worten über die Wogen hin.

Es war sechs Uhr und die halbe Abendwache wurde abgelöst; da rief der Obersteuermann einen der Matrosen und den Cajütenjungen ab und zwar um zu loggen, wobei ihm Günther, der den Ausdruck noch nicht kannte, Gesellschaft leistete.

Hier sah dieser nun, zu seinem nicht geringen Erstaunen, den Matrosen eine lange Rolle in die Hand nehmen, die sich sehr leicht um eine Spille zu bewegen schien; der Steuermann dagegen nahm ein kleines dreieckiges Bret, an der einen Ecke mit Blei beschwert, das am Ende der um die Rolle gewundenen Leine befestigt war, und warf es über Bord. Gleich darauf rief er dem Cajütenjungen, der eine kleine Sanduhr sehr aufmerksam betrachtete, ein fremdartig klingendes Wort zu, worauf dieser den Diminutiv-Zeitmesser plötzlich umdrehte, und nun haspelte sich die Leine mit unglaublicher Schnelle von der Rolle herunter, daß der Matrose gar wacker fest halten mußte, damit sie ihm nicht aus den Fingern glitt. Das hatte aber nicht lange gedauert, als der Cajütenjunge „Stop!“ rief, dann hielt der Steuermann mit einem plötzlichen Ruck an und nahm, Hand über Hand, die Leine wieder ein.

Günther bemerkte jetzt auch, daß sie in gewissen, regelmäßigen Entfernungen von einander Knoten, und in diesen kleine, verschiedenfarbige Läppchen und Lederstücken eingeknüpft trug.

Der Steuermann klärte ihn bald über das Ganze auf. „Das Log,“ sagte er, „dient dazu die Schnelle zu messen, mit der das Fahrzeug durch die Wellen schießt und wie viel Meilen es also in der Wache (in 4 Stunden) zurücklegt. Dieses Blei hängt hier an der Ecke, damit das kleine hölzerne Dreieck etwas unter Wasser gezogen wird.“

„Sobald nun das Log geworfen und erst in einer gewissen Entfernung vom Schiffe, aus dem Fahrwasser desselben ist, was wir hier durch den rothen Lappen angezeigt haben, sobald gebe ich dem Jungen das Zeichen und dieser dreht die Sanduhr um. Nun hat das, durch drei gleich lange Schnuren an die Leine befestigte Dreieck das Wasser mit seiner vollen Breite gefaßt und bleibt stehen. So schnell das Schiff also läuft, wickelt sich die Schnur ab und die Knoten daran stehen in einem gewissen Verhältniß, wie Zoll zu Graden, oder Secunden zu Stund en, zu den zu berechnenden Meilen. Die Sanduhr bestimmt dabei eine stets gleiche Zeitperiode und in demselben Moment wo sie abläuft, muß der Junge sein. Stop rufen, jede Secunde die er versäumt, würde einen wesentlichen Unterschied machen.“

„Aber wie sind Sie im Stande es wieder anzuziehen, wenn das Bret voll gegen das Wasser greift?“ frug Günther.

„Allerdings würde das unmöglich sein,“ erwiederte der Steuermann, „wenn alle drei Schnuren die es halten, gleich stark befestigt wären, das ist aber nicht der Fall; die eine steckt nur mit einem kleinen Zapfen darin, bei dem Ruck des Anhaltens springt dieser heraus und das Bret legt sich flach auf das Wasser. Nach den ausgelassenen Knoten berechnen wir dann die Schnelle des Schiffes. Sehen Sie, wir laufen jetzt etwa neun Meilen in vier Stunden und das ist schon eine recht wackere Bewegung; übrigens, hoff' ich, soll sich die Amazone noch besser auszeichnen, ehe wir einige hundert Meilen weiter sind.“

„Es ist ein wackeres Schiff und bei dem Winde gibt es nicht viele Schnellsegler, die es mit ihm aufnehmen könnten.“

„Bei dem Wind Segeln ist das, wenn der Wind von der Seite kommt, nicht wahr?“

„Ja — wenn man die Segel so schräg stehen hat, wie es nur

die nöthige Bewegung nach vorn zuläßt. Es giebt Schiffe, die mit sechs Strichen segeln, besonders Schooner.

„Striche? Was heißt das?“

„Windstriche, doch davon ein ander Mal — ich wittere Lebensmittel und glaube, es ist Essenszeit.“

Die gute Nase des Steuermanns hatte sich auch nicht geirrt — wenige Minuten später kam der Steward und rief zum „Schaffen“ (der technische Ausdruck für eine Schiffsmahlzeit). Es waren aber heute nur sehr wenige die dem Rufe Folge leisteten, denn die Seekrankheit bringt wenig Appetit mit sich, und an der Abendtafel saßen neben dem Capitain und den Steuerleuten, der Rittmeister, der bleiche Fremde, Günther und Jonas, der junge Wegmeier, welcher letztere denn auch, mit einem vortrefflichen Appetit gesegnet, den Speisen volle Gerechtigkeit widerfahren ließ.

2.

Der Canal.

Als die Passagiere das Verdeck wieder betraten, war die Sonne eben untergegangen und ihr letzter Schein beleuchtete noch die flachen Inseln der holländischen Küste, von denen sich wenig mehr als ein schmaler Streifen Land und einzelne Windmühlen erkennen ließen. Da der Wind übrigens ziemlich nach Norden umgesetzt hatte, so hielt die Amazone jetzt so viel als möglich vom Lande ab, um nicht in der Dunkelheit der Nacht gar irgendwo an den Strand getrieben zu werden, indem der Capitain allerdings heftigen Wind, wenn nicht gar einen Sturm befürchtete.

„Dann sollten wir uns aber doch recht nahe zum Lande halten," meinte Jonas, den Schwanken und Stampfen des Schiffes gleich ungerührt ließ, „damit wir gleich hinausspringen könnten wenn's anstieß."

„Meinen Sie?" lachte der Obersteuermann, „wissen Sie denn aber, wie tief das Schiff im Wasser geht?"

„Ne," sagte Jonas aufrichtig.

„Achtzehn Fuß," lautete die Antwort, „nun wollen wir auch annehmen, daß es sich in voller Bewegung durch einen Fuß Sand durcharbeitete, so wäre nachher da, wo wir stecken blieben, die See immer noch siebenzehn Fuß tief, also hinlänglich uns Alle, wenn wir noch dazu die Brandung oder das Anschlagen der Wellen an

das Ufer nehmen, zu ersäufen. Nein, bei Sturm und Unwetter ist ein Fahrzeug immer am sichersten draußen auf offener See, wo es weder Klippen noch Sandbänke bedrohen. Die Wellen können's wohl schaukeln und umherwerfen, da muß es aber schon arg kommen, wenn bloße Wassermassen einem wackeren und kräftigen Bau gefährlich werden sollen."

„Aber sehen Sie — ich hatte Recht, als ich dem Wetter heute nicht trauen wollte, da zieht's schon heran, so dick und schwer, daß wir heute Nacht wohl mehr als eine Mütze voll Wind bekommen werden. Nun will ich Ihnen einen guten Rath geben, nun gehen Sie hinunter in Ihre Coje und legen sich schlafen. Sie sind alle mit einander noch nicht an das Hin- und Hergehen auf dem Deck gewöhnt, können also auch nirgends etwas mithelfen, und wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, so suchen Sie sich einen trockenen Platz — hier oben wird's bald naß genug aussehen."

„Kann man das Seewasser auch trinken?" frug Jonas.

„Ja," sagte der Steuermann.

„Wenn ich nur ein Glas voll davon hätte," meinte der junge Wegmeiersche Erbe.

„Jacob — zieh einmal einen Eimer Seewasser herauf," rief der Steuermann Einem der Matrosen zu. Dieser, der die vorhergegangene Bemerkung des Passagiers überhört hatte, gehorchte mit aller Bereitwilligkeit und gleich darauf stand einer der Leinwandeimer des Schiffes, mit der krystallhellen Flüssigkeit gefüllt, vor dem jungen Mann.

„Soll ich Ihnen ein Glas holen?" frug höchst gefällig der Matrose.

„O, danke sehr, danke herzlich," rief Jonas, durch diese Artigkeit beschämt — „es geht so eben so gut." Und er hob den Eimer an die Lippen und that einen langen, herzhaften Zug, denn Jonas war durstig geworden. Aber welch ein Gesicht schnitt er, als er

den Rand des Gefäßes endlich von den Lippen nahm; mit zusammengekniffenen Augen und geöffnetem, bis an die Ohren gezogenem Munde blieb er stehen, hielt das entsetzliche Getränk auf Armes Länge von sich und rief schaudernd:

„Ach du mein Gott — Sie sagten mir ja, daß man das Zeug trinken könne —“

„Ja,“ — erwiederte der Steuermann treuherzig — „das kann man auch, aber — es schmeckt abscheulich.“

Eine Welle, die das Schiff jetzt plötzlich hob und ganz auf die Leeseite hinüberlegte, beraubte den unglücklichen Jonas seiner natürlichen Stützen, der Beine; er setzte sich, ohne Einladung oder Stuhl, plötzlich aus freier Hand nieder, und der noch übrig gebliebene Rest des Eimers ergoß sich ihm durch Weste und Vorhemdchen über den Körper.

Die Passagiere fanden, durch diesen einen Vorboten kommender Ueberläufer gewarnt, daß der Steuermann recht gehabt und verließen das Deck, Jonas aber betheuerte noch am nächsten Morgen, den ekelhaften Geschmack nicht los werden zu können und schüttelte sich jedes Mal, wenn er auf die See hinaussah.

Die Nacht hatte Wind und Regen heftig und anhaltend getobt, wenn aber auch das Schiff zu thun hatte sich von der südlichen Küste frei zu halten, was ihm besonders durch sein vortreffliches bei dem Winde Segeln erleichtert wurde, so rückte es deshalb dennoch rasch vorwärts und Capitain Barring versicherte am nächsten Morgen den wenigen, noch zurechnungsfähigen Passagieren, die von der Seekrankheit verschont geblieben, daß sie nun nach kurzer Zeit und mit solchem Winde, bald Englands und Frankreichs Küsten sehen sollten.

Das war aber für Günther noch immer nicht genug; er sehnte sich hinaus auf den atlantischen Ocean, um endlich einmal jene ungeheuere Wasserfläche vor sich ausgebreitet zu sehen, für die

er so lange geschwärmt, auf die er so lange gehofft hatte. Jonas meinte dagegen, ihm wäre es recht, wenn sie die ganze Reise auf der Nordsee machten, da sie mehrmals von Fischerkähnen besucht waren und diesen delicate Fische abgekauft hatten, was, wie ihm der Steuermann gesagt, im Ocean wohl schwerlich vorkommen dürfte, sie müßten denn durch widrige Winde in die Nähe des Landes getrieben, oder durch sonstige Umstände gezwungen werden, dieses aufzusuchen."

„Also hat Ihnen das Seewasser gestern den Appetit nicht benommen?" lachte Günther.

Jonas schüttelte mit dem Kopfe, sein Gesicht verrieth aber deutlich, wie unangenehm ihm selbst die Erinnerung sei.

„Woher kommt es nur, daß das Seewasser so salzig und bitter schmeckt?" frug Günther.

„Darüber sind die Gelehrten noch nicht einig," lächelte der Capitain. „Manche behaupten es rühre von den Heringen her."

„Und Stinten," sagte Jonas.

Günther lachte laut auf und der Capitain fuhr fort: „Die eigentliche Ursache ist und wird wohl nie ergründet. Man will es unterirdischen Salzlagen zuschreiben, doch welche Unmassen Salz gehörten dazu, den ganzen Ocean so reich damit zu tränken. Wäre aber diese Salzmasse wirklich vorhanden, so könnte sie dennoch nicht die Ursache sein, denn das Salz ist schwerer als das Wasser, und da der untere Theil des Meeres wohl nie aufgerührt wird, wäre es also auch nicht im Stande, in solchem Maaße an die Oberfläche zu steigen."

„Aber die Stürme wühlen das Meer doch auf."

„Die Oberfläche, ja — nicht den Grund; wie tief furcht sich denn das Meer im wildesten Sturm? nur wenige Klaftern, und das kann nicht mehr Einfluß auf diese ganze ungeheuere Wassermasse haben,

als wenn man mit dem eigenen Athem die Oberfläche eines Fischteichs kräuselt."

„Uebrigens sind nicht alle Meere gleich stark gesalzen, das mittelländische ist wohl das reichhaltigste, ebenfalls das rothe Meer, wie die Nordsee und der atlantische Ocean. Auch in der Höhe und Tiefe des Seewassers finden sich Unterschiede im Salzgehalt, indem das salzigere Wasser schwerer ist als das süßere und sich deshalb senkt; an manchen Küsten der Tropenländer bleibt sogar in der Regenzeit die Oberfläche des Meeres eine Zeitlang trinkbar, bis es sich dann durch Winde und Ebbe und Fluth mit dem übrigen Salzwasser vermischt. Dies ist auch die Ursache, weshalb man hie und da, wo man Salz aus dem Meerwasser sieden will, dieses aus so großer Tiefe wie möglich schöpft, und dadurch viel reichhaltigeres Wasser erhält; das stärkste, was man übrigens bis jetzt gefunden, enthält ein Achtel Salz auf das Pfund Wasser, also etwa vier Loth."

„Findet sich im Meere, wie das auch an manchen Stellen vorkommt, süßes Wasser in der Tiefe, so rührt das nur von süßen Quellen her, die natürlich so schnell wie möglich an die Oberfläche steigen und sich dort mit dem übrigen Wasser vermischen."

„Allerdings läßt sich nicht läugnen, daß zahlreiche Schichten von Steinsalz auf dem Grunde des Meeres liegen, aber ich möchte eher behaupten, diese rührten von dem Salzwasser selbst, als dieses von ihnen her."

„Woher kommt aber nur die entsetzliche Bitterkeit?"

„Auch das ist bis jetzt noch nicht erforscht, wenn man auch wohl allen Grund hat zu glauben, daß die Ursache derselben die Verwesung der thierischen und vegetabilischen Stoffe sei, die sich fortwährend im Meere entwickeln und dann natürlich zur Oberfläche steigen. Die Bitterkeit ist auch in größerer Tiefe gar nicht so bemerkbar, wie gerade oben."

„Wie ist es aber nur möglich,“ sagte Günther, „daß dieses wunderhelle, krystallklare Wasser in Fäulniß übergegangene Stoffe enthalten könne? man sieht ja nicht das Geringste; — das herrlichste Quellwasser kommt ihm kaum an Reinheit gleich, und doch — wie viel Thiere müssen in seinem Innern sterben, und welcher entsetzliche Unrath wird ihm aus allen Theilen des Continents zugeführt. Sollte es möglich sein, daß sich dies Alles, durch das Salz erhalten, zu Boden setze und dort entweder vermodere oder auch bliebe?“

„Nein,“ antwortete der Rittmeister, der bis jetzt an dem Gespräche keinen Theil genommen — „schwerlich ist das der Fall — denn erhielte das Salz einerseits die dem Meere zugeführten Gegenstände, oder die darin sterbenden Thiere, so müßte der Boden desselben mit solchen Versalzungen und also mit dichten Salzschichten bedeckt sein, das ist aber keineswegs der Fall, denn das unten am Senkblei angebrachte Talg bringt nicht selten den reinsten Sand und Kies herauf. Die aus dem festen Lande herausgetriebenen Unreinigkeiten werden größtentheils wieder zurück an die Ufer geworfen oder das Seewasser löst sie schnell, viel schneller als dies in der Luft geschehen würde, auf; was aber von Seethieren stirbt, du lieber Gott! für das ist ebenfalls bald wieder gesorgt. Es wimmelt ja in der dunkeln Tiefe von allen Arten von Raubfischen, und die verstehen die Haushaltung — sie lassen nichts umkommen.“

„Schrecklich muß es aber doch sein,“ sagte Günther, „auf offener See — auf dieser ungeheueren Wasserwüste, Wassermangel zu leiden und zu verdursten, wie ich schon gelesen habe.“

„Allerdings ist das fürchterlich,“ erwiederte der Rittmeister, „denn der Leidende steht Tantalusqualen dabei aus, er sieht am Tage das Wogen und Steigen der Fluth — er hört sie Nachts gegen die Planke rauschen, an der er liegt, und wenn er endlich, von nicht zu löschendem Durst fast zur Verzweiflung getrieben, die

bittere, salzige Flüssigkeit einschlürft und in ihrer Kühle wenigstens Linderung zu finden hofft, so vermehrt jener entsetzliche Geschmack nur noch den früheren Zustand der Qual, und der Durst wird immer brennender."

„Man sollte versuchen, das Seewasser trinkbar zu machen."

„Solche Versuche sind auch schon angestellt worden und theilweise gelungen, bieten aber ungemein viel Schwierigkeiten. Man hat das Wasser z. B. destillirt, alle diese Mittel erfordern aber einen zu großen Aufwand von Feuerung und können deshalb nie im Großen angewendet werden. Neuerdings ist auch wieder ein Verfahren entdeckt worden, Meerwasser genießbar zu machen, und zwar so, daß vermittelst einer Luftpumpe der Wärmestoff ausgezogen und das Wasser dann zum Gefrieren gebracht wird; nur hat auch diese Erfindung noch mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, da alle solche Vorrichtungen in dem engen Raume eines Schiffes, das fortwährend schwankt und schaukelt, sehr schwer anzubringen und noch schwerer zu benutzen sind. Ueberdies könnten derlei Ersatzmittel auch immer nur Ersatzmittel bleiben, bis sie erst einmal zur Vollkommenheit gedeihen, und die Seefahrer müßten nach wie vor ihren süßen Wasserbedarf mitnehmen, denn geschähe irgend ein Schaden an einer solchen Maschine, der vielleicht bei stürmischem Wetter nicht leicht oder auch gar nicht ausgebessert werden könnte, so säße die Mannschaft mit ihrer Erfindung da und könnte verkommen und verdursten."

„Aber durchseihen kann man doch das Wasser?"

„Ja — faul gewordenes Trinkwasser, denn bei dem Seewasser würde es nichts nützen, und man benutzt zu diesem Zwecke die sogenannten Filtrirsteine, die besonders in Nordamerika gefunden werden, aber auch dieses filtrirte Wasser ist, wie mir der Capitain bezeugen wird, nicht besonders."

„Allerdings muß ich da dem Rittmeister beipflichten,"

meinte dieser — „klar wird's, das ist wahr, so rein und hell wie Seewasser und der schlechte Geschmack verliert sich ebenfalls, mit dem aber auch der gute und es wird matt. Man mag behaupten wollen, Wasser solle farb-, geruch- und geschmacklos sein, ich glaub's nicht. Wie mir gesagt wurde, wittern es einige Thierarten auf große Entfernung, besonders das Kameel in der Wüste und auch die Pferde im Walde — das spräche für den Geruch; was die Farbe anbetrifft, so soll Einer ein einziges Mal das wundervolle Blau des Oceans gesehen haben und dem Wasser noch die Farbe läugnen. — Und der Geschmack — es giebt nichts Faderes in der Welt, als Wasser ohne Geschmack und das ist gerade das filtrirte und auch zum Theil das destillirte; die nahrhaften Theile des Wassers sind dadurch zerstört und ihm genommen, und es schmeckt eben nach gar nichts; es löscht zwar den Durst, das ist aber auch Alles."

Jonas, den diese Unterhaltung wenig interessirte, hatte sich indessen wieder in die Cajüte hinunter begeben. Wasser war überhaupt nicht nach seinem Geschmack, es mochte nun filtrirt oder unfiltrirt sein, und er sagte zu dem einen französischen Matrosen, an dem er vorbei ging und der, die Schiffsausdrücke abgerechnet, kein einziges Wort deutsch verstand; „es gäbe nichts Besseres auf der Welt als Duckstein — Mumme ausgenommen."

Der Wind hatte sich indessen wieder ganz günstig gestaltet und am Nachmittag konnte man sogar Leesegel beisetzen, was ein ganz sicheres Zeichen des vorzüglichsten Windes ist, denn sobald dieser nur selbst gerade von der Seite käme, wobei ein gutes Fahrzeug übrigens immer noch vortrefflich segeln kann, so würden die also aufgesetzten Leesegel gar nicht fassen und daher dem Fortgang des Schiffes mehr hinderlich als fördernd sein.

Mit reißender Schnelle durchschnitt aber auch die Amazone den Schaum der leicht gekräuselten Wogen, und da diese einen

ruhigeren Charakter angenommen hatten und das Schiff nicht mehr so hin und her warfen, so erholten sich auch einige von den Seekranken in etwas von dem Elend, das so arg gewesen, um selbst Madame Wegmeier zu der keineswegs christlichen Aeußerung zu veranlassen, „ihretwegen könnten von jetzt an fünfzig Onkel und Tanten in Ostindien oder Amerika sterben, sie setzte keinen Fuß wieder vor die Hagenbrücke."

Die Nacht und der nächste Tag vergingen ohne weitere Merkwürdigkeiten; die Passagiere gewöhnten sich mehr und mehr an die vielen Unbequemlichkeiten, denen man auf einer Seereise nun einmal unterworfen ist, und da die Bewegung ziemlich gleichmäßig blieb, so schien das Unwohlsein bedeutend nachlassen zu wollen.

Am Abend des dritten Tages näherten sie sich der englischen Küste; der Wind war etwas schwächer geworden und die Passagiere verfügten sich nach dem Abendessen, da noch dazu ein recht naßkalter Nebel fiel, in die Cajüte hinunter, wo der Capitain mit Herrn Bodmer, dem Rittmeister und dem bleichen Fremden, der, wie sie jetzt erfuhren, Kaffalt hieß, eine Whistparthie arrangirt hatte. Günther aber, der sich schon in Hamburg mit einer sogenannten Lootsenjacke*) und einem Matrosenhut versehen, wurde durch die feuchte Nachtluft nicht abgehalten, auf dem Verdeck zu bleiben und dem Untersteuermann, der die Wache von acht bis zwölf zu halten hatte, Gesellschaft zu leisten.

Da ihm die Eintheilung der Wachen bis jetzt dunkel geblieben, so erkundigte er sich bei diesem darnach und erfuhr nun Folgendes:

Die Mannschaft eines Schiffes wird, der gleichen Eintheilung der Arbeit wegen, in zwei Wachen geschieden, von denen die eine

*) Die Lootsenjacke ist eine sehr starke, grobe tuchene Jacke mit kurzen Schößen, die selbst dem stärksten Regen trotzt und den Seemann, besonders bei feuchtem Wetter, warm und trocken hält.

der Capitain mit dem Untersteuermann, die andere aber der Obersteuermann befehligt. Beide werden, wenn es möglich ist, mit gleich viel Matrosen besetzt und jene die Bak- oder Larbord-, diese aber die Starbordwache genannt.

Eine Wache dauert vier Stunden und die von Mittags zwölf bis vier wird Nachmittagswache genannt — die von vier bis acht Plattfuß — die von acht bis Mitternacht erste Wache — von Mitternacht bis vier die Hundewache — von vier bis acht Morgens Tagewache — und von acht bis zwölf die Vormittagswache.

Da aber nun bei solcher Eintheilung die Wache, die einmal mit der Morgenwache begonnen, auch immer die Morgenwache haben würde, oder, um es deutlicher zu machen, da die Starbordwache, wenn sie heute Abend um acht Uhr die Wache bezöge, durch eine gleichmäßige Eintheilung dieselbe morgen Abend um acht Uhr wieder beziehen würde, und die Larbordwache im vollen unausgesetzten Genuß der Hundewache von zwölf bis vier bleiben müßte, so wird Abends im Plattfuß gewechselt, das heißt, um sechs Uhr, in der Hälfte der Wache, wenn der Koch zum Schaffen gerufen hat, theilen sie sich in den Plattfuß, so daß, wenn die Steuerbordwache um vier Uhr beginnt, diese um sechs Uhr von der Larbordwache übernommen und nur zwei Stunden gehalten wird, wornach die Starbordwache und mit ihr also ein regelmäßiges Wechseln eintritt.

„Das ist einfach und zweckmäßig," sagte Günther, „also hat dadurch jeder Matrose täglich zwölf Ruhe- und zwölf Arbeitsstunden."

„Würde sie haben," meinte der Untersteuermann oder Steuermann, wie er zum Unterschied vom Obersteuermann genannt wurde — „am Tag müssen aber die Matrosen, bei stillem Wetter wenigstens, Segel und Taue ausbessern und in Stand halten, und

bei schlimmen Wetter sind ebenfalls gar oft, besonders Nachts, alle Hände nöthig, um schnell da zu helfen wo es noth thut; das Leben der Seeleute ist daher unregelmäßig und wild — wie ihr Grab."

„Was ist das dort vorne für ein Licht?" sagte Günther plötzlich, mit der Hand über die Luvseite des Schiffes deutend — „sollte uns ein anderes Fahrzeug entgegenkommen?"

„Das sind die Leuchtfeuer der englischen Küste," sagte der Steuermann, „und sehen Sie dort — weit nach Larbood hinüber jenen Schein? Das ist Calais in Frankreich."

„Wenn aber nun ein Schiff hierher verschlagen würde," — meinte Günther, „wie könnte es dann die beiden Feuer von einander unterscheiden? Feuer bleibt Feuer und meines Erachtens nach sollte doch sehr viel darauf ankommen, den Ort bestimmen zu können, an welchem das Feuer brennt. Ist das nicht durch andere Zeichen möglich?"

„Es wäre schon durch andere Zeichen herzustellen," erwiederte ihm der Steuermann, „doch bedarf es deren nicht, das Feuer oder Licht muß die Stellen selber unterscheiden, was sich auch leicht thun läßt, da man ihm ja verschiedene Farben geben kann; wo das nicht ausreicht, werden zwei Feuer, bald über, bald neben einander angebracht, und da auch das noch nicht genügen würde, indem die Leuchtthürme, besonders an der englischen Küste, ungemein zahlreich sind, so hat man Vorrichtungen angebracht, wodurch das Licht auf kurze Zeit verschwindet und in regelmäßigen Zwischenräumen wieder zurückkehrt"

„Nun muß sich der Seefahrer allerdings diese verschiedenen Abweichungen merken, dafür aber hat man Bücher und Karten, auf denen sie angegeben sind, weil sonst eine Verwechslung leicht Unheil herbeiführen könnte. —"

„Aber sehen Sie nur, wie dahinten die Lichter matter und

matter werden? es wird neblich und nun können wir uns vorsehen, denn ein Nebel hier im Canal ist ein gefährliches Ding; der Wind scheint nachgelassen zu haben und ich fürchte, wir werden böse Arbeit bekommen."

Der Steuermann hatte auch gar nicht falsch prophezeit; dichtere und dichtere Nebelmassen legten sich auf die nur leise jetzt plätschernden Wogen und umgaben, nach kaum einer viertelstündigen Fahrt, das Schiff wie mit einer festen Wand.

Vorn auf dem Bugspriet mußten nun die Matrosen unausgesetzt so viel Lärm als möglich machen; Einer schlug fortwährend an die über der Ankerwinde angebrachte Glocke, ein Anderer stieß in ein langes blechernes Horn und die oberen Segel waren eingenommen, um die Schnelligkeit des Laufs zu mindern. Aber selbst das genügte noch nicht, denn die Gefahr, mit einem anderen Schiff zusammenzustoßen, vergrößerte sich mit jedem Augenblick, da man jetzt auch, sowohl an Starbord als Larbord, ähnliche Warnungszeichen vernahm; selbst die Marssegel wurden also beschlagen und die beiden Hauptsegel halb aufgegeit, daß das Fahrzeug nur in hinlänglicher Bewegung blieb, um gesteuert werden zu können. Dem Steuermann lag die Besorgung für die Sicherheit des Schiffes besonders ob, und er hatte alle die nöthigen Vorrichtungen zu treffen. Günther aber, welcher fürchtete, den Leuten vielleicht im Wege zu sein wenn sie arbeiten sollten, wollte sich gerade ebenfalls in die Cajüte zurückziehen, als ein verworrenes Getöse von Stimmen sein Ohr traf und ihn veranlaßte, schnell wieder dem Vorderkastel zuzuspringen. Aber vor Entsetzen starr blieb er regungslos stehen, denn dicht vor der Amazone ragten aus den weißen Dunstmassen die hohen, dunkeln Mastspitzen eines anderen, größeren Fahrzeugs empor, und es schien fast unvermeidlich, daß der nächste Augenblick das Zusammenschmettern der beiden Kolosse und den Untergang des einen, schwächeren, verkünden müsse.

Mit den Segeln beschäftigt hatten die, zugleich vorn als Wache postirten Matrosen, ihre Pflicht nur wenige Secunden lang versäumt, und jetzt lähmte der Schreck fast jede ihrer Bewegungen, als sie plötzlich dicht vor sich die warnenden Töne eines fremden Hornes vernahmen und beinahe zu gleicher Zeit die drohenden Umrisse der Masten und Segel erblickten.

Der Steuermann allein behielt noch Geistesgegenwart genug, seine Befehle zu geben. „Starbord! Starbord!“ schrie er mit einer Stimme, die einen Orkan überbrüllt hätte — „Starbord! in's drei Teufels Namen, Starbord!“ und glücklicher Weise war zu gleicher Zeit der Matrose am Steuerruder fast dem eigenen Instinct gefolgt, der den Lärm vernahm und die Gefahr ahnte. Die Amazone fiel rasch mit dem Winde ab und glitt ein kleines Stück weiter; aber kaum so viel Raum blieb für den Fremden, der erst jetzt die Nähe der Gefahr zu bemerken schien, daß er noch mit seinem Clüverbaum in die Besanwant der Starbordseite fuhr und selbst da noch großen Schaden angerichtet hätte, wäre nicht der umsichtige Steuermann auch hier schon mit einem Beil herbeigeflogen gewesen. Mit drei Hieben kappte er die gefährdeten Taue; die Raaen des fremden Fockmastes blieben freilich noch einmal an den Pardunen des Besans hängen, rissen sich aber glücklicher Weise wieder los und im nächsten Augenblick war nichts mehr von dem eben noch so entsetzlichen Nachbar zu sehen.

Alles sprang nun herbei, an dem Ausbessern der Masten zu helfen, und der Capitain wie der Obersteuermann waren ebenfalls an Deck erschienen; der Steuermann aber schrie den Matrosen mit wilder, heiser klingender Stimme zu:

„Zurück da, zurück an Euere Posten — Pest und Schwefel, warum verlaßt Ihr den? an die Glocke — schnell, oder wir fahren alle mit einander zur Hölle!“

Die Leute gehorchten schnell dem Befehl, und während sich

die übrige Mannschaft mit dem Ausbessern des zerrissenen Takelwerks beschäftigte, schlugen die anderen wieder an die Glocke und stießen in das große Horn. Der nächste Augenblick bewies aber schon, wie dringend die Gefahr eines neuen Zusammenrennens gewesen sei, denn noch hatten sie keine halbe Minute die Alarmzeichen gegeben, als sie wiederum dicht vor ihnen beantwortet wurden, und die schlanken Umrisse einer Barke eben sichtbar wurden, wie sie, in dem dichten Nebel einem Gespensterschiff gleich, vorbeiglitt und gleich darauf zur Seite, ohne jedoch näher gekommen zu sein, verschwand.

Günther ging zwar jetzt ebenfalls, um auf dem Verdeck nicht im Wege zu sein, in die Cajüte hinunter, konnte es aber doch nicht lange da aushalten. Er hatte einmal gesehen, wie die Gefahr mit jedem Augenblicke hereinzubrechen vermochte, und es wurde ihm in dem engen Raume unheimlich — ja sogar ängstlich zu Muthe; er stieg deshalb wieder auf's Verdeck und blieb neben dem Mann am Steuerrad stehen.

Immer mehr aber südlich getrieben, fürchtete der Capitain jetzt, daß er der französischen Küste zu nahe kommen möchte und das Senkblei mußte geworfen werden, das Resultat war dabei keineswegs beruhigend und das Land näher, als man selbst im Anfange vermuthet hatte. Mit dem Winde größtentheils von Norden mochte Capitain Barring nicht, ebenfalls das Ufer dicht an der Leeseite, beilegen, der Befehl, „hart am Wind" ward daher gegeben und da dem guten Schiff noch Segelraum genug blieb, so verließ es bald wieder die Gefahr drohende Küste. Um dies Manoeuvre aber auszuführen hatten die Mars- und Bramsegel beigesetzt werden müssen und diese vermehrte Schnelle, mit der die Amazone durch die leicht schäumenden Wellen schnitt, würde neue Gefahren erzeugt haben, wäre nicht in diesem Augenblick eine scharfe Briese zu Hülfe gekommen. Die Nebelmassen

drängten und wälzten sich vor ihr her und bald konnte man wieder eine ziemliche Strecke weit die freie See erkennen.

Die Passagiere begaben sich jetzt zur Ruhe, denn die Mannschaft arbeitete die ganze Nacht auf dem Verdeck, den erlittenen Schaden auszubessern; der Steuermann aber erzählte am anderen Morgen dem Rittmeister und Günther, als sie über die Gefahren der letzten Nacht sprachen, ein Abenteuer, das ihm einst selbst begegnet und allerdings im Stande war, einen Seemann in solchem Wetter vorsichtig zu machen.

„Es war im letzten Kriege," sagte er, „und ich selbst befehligte — ich — ich war Steuermann darauf, hatte aber das Obercommando, da der Capitain wenige Tage vorher durch eine feindliche Kanonenkugel getroffen worden — einen kleinen „Privateer", wie man sie nannte, das heißt, ein mit einem Caperbriefe versehenes kleines Kriegsfahrzeug. Nun sind diese Privateers eigentlich dazu bestimmt, den Feind fortwährend zu necken und in Unruhe zu halten, etwa wie ich es von den Kosaken in Rußland gelesen, oder bei den Arabern der Wüste selber erlebt habe; diese aber führen fast stets auf ihre eigene Hand Krieg und werden nicht selten, wenn das auch nicht bei dem unsrigen der Fall war, Piraten, die allerdings den feindlichen Schiffen, besonders den Kauffahrern nachstellen, wo sie solche bekommen können, wenn die aber nicht zu erlangen sind, sich auch manchmal an ihren Freunden und Bundesgenossen vergreifen."

„Dann werden sie aber doch angezeigt und bestraft, nicht wahr?" frug Günther.

„Allerdings geschähe das," sagte der Steuermann und seine Blicke schweiften starr und gedankenlos nach der fernen, englischen Küste hinüber, „aber dem müssen diese Kaper eben vorbeugen und die Mannschaft — aus dem Wege räumen."

„Um Gotteswillen — die ganze Mannschaft?"

„Es ist schlimm, lebende Zeugen gegen sich zu haben,“ flüsterte der Steuermann wie in Gedanken, „die Todten schwatzen aber nicht mehr — die deckt die schäumende Woge und — ja solche Kaper,“ fuhr er plötzlich, wie die ernsten, trüben Gedanken auf einmal abschüttelnd fort, „solche Kaper thun, wie Sie hier= ausersehen werden, dem Feind sicherlich vielen Schaden, aber nicht selten dem Freund auch und, wie die Erfahrung gelehrt hat, ist es immer ein großes Wagestück der Regierung, eine solche Masse kecken, beutelustigen Seevolkes das Verführerische der Seeräuberei erst einmal schmecken zu lassen. Die streitenden Mächte können nachher wohl Frieden schließen, schwer ist's aber, diesen entfesselten Leidenschaften Zügel anzulegen und wie schon in Kriegszeiten mancher wilde Pirat ein ehrlicher Kaper geworden ist, der sich dadurch wieder zu Ehren brachte, indem er dem Vaterlande treu und wacker diente, so ist auch schon aus manchem ehrlichen Kaper ein wilder Pirat geworden, dem das Friedenmachen nicht behagen wollte.“

„Doch ich komme zu weit von dem ab, was ich erzählen wollte. Ein solcher Kaper war's, der Scorpion, wie wir ihn nannten, und wir kreuzten damals im Golf von Florida, zwischen diesem Lande und den westindischen Inseln.

„In welchem Kriege war das?“ frug der Rittmeister.

„Zwischen England und Amerika; wir waren auf amerikanischer Seite und suchten den Engländern, die damals in den Mississippi einlaufen und New=Orleans erobern wollten, zu schaden, wo wir nur konnten. So unglaublich es scheinen mag, so wurden doch an 250 englische Fahrzeuge und über 3000 Gefangene nur durch Privateers genommen.“

„So segelten wir eines Morgens, es war im September und der Wind kam vom Lande her, dicht an der Küste von Florida hin und wollten eben wieder mehr vom Lande ab, in die offene See

hinauskreuzen, als wir am Horizont drei Segel bemerkten, von denen eines, als sie näher und näher kamen, für einen Kauffahrer, wahrscheinlich für ein Provisionsschiff, ausgemacht wurde. Wir selbst lagen im Schatten des Ufers und konnten dort nicht leicht gesehen werden, überlegten aber gerade, ob wir die Segel beschlagen und uns verborgen halten sollten, denn jenes Begleiter waren Kriegsschaluppen, oder ob es rathsamer wäre, uns auf unsere Schnelligkeit zu verlassen und das Weite zu suchen.

Da wälzten sich vom Festlande herüber die Sumpfnebel, der Wind schlief fast ganz ein und bald lagen wir, von den weißen Schleiern verhüllt, dem Auge des Feindes wohl verborgen. Jetzt aber stieg auch der Gedanke in mir auf, wo möglich zwischen die drei Schiffe hineinzugleiten, die sich, um bei einander zu bleiben, fortwährend durch gegebene Zeichen bemerkbar machen mußten, und Gedanke und Ausführung war Eins. Kaum eine Stunde dauerte es, so hörten wir das Anschlagen der Glocken, zu gleicher Zeit aber auch die gegebenen Befehle, die Segel zu beschlagen; die Engländer fürchteten mit Recht die Nähe des Landes und legten bei, nun aber war unsere Zeit und es galt jetzt nur, vorsichtig zu sein, daß wir nicht aus Versehen eines der Kriegsschiffe enterten und dort übel empfangen würden. Uebrigens wußten wir, daß uns keiner der Engländer zu Tode segeln konnte und verließen uns auf unsere Hacken, im Fall wir wirklich verfolgt werden sollten.

Die Befehle wurden leise gegeben, vorn, zwischen den Laufstaagen und an beiden Seiten hatte ich meine Aufpasser mit Ferngläsern, und eine ganze Strecke weit glitten wir geräuschlos vorwärts, so daß ich schon glaubte, wir müßten an ihnen, ohne sie bemerkt zu haben, vorbeigesegelt sein, als plötzlich der Mann am Rad einen wilden, ängstlichen Schrei ausstieß. Ich, der ich meine ganze Aufmerksamkeit auf das Vordertheil des Fahrzeugs gerichtet

hatte, behielt eben noch Zeit, den Clüverbaum eines fremden Fahrzeugs gerade über mir zu sehen; in derselben Secunde hörte ich das Zusammenbrechen unserer Planken und fühlte die Wogen über mir zusammenschlagen.

„So viel weiß ich mich noch zu erinnern — ich schwamm und arbeitete, bis mich die Sinne verließen, als ich aber wieder zu mir selbst kam, befand ich mich an Bord eines der englischen Kriegsschiffe als — Gefangener.

Seit der Zeit habe ich vor dem Zusammenrennen allen Respect und schon der Anblick des Nebels ist mir fatal — jener Moment war gar zu schrecklich.

„Wie sind Sie aber der englischen Gefangenschaft wieder entgangen?“ frug der Rittmeister.

Ein unheimliches Lächeln zuckte über die Züge des Steuermanns und er flüsterte:

„Das ist eine wunderliche Geschichte, würde aber hier zu langweilig werden, sie zu erzählen. Drei Tage darauf war ich übrigens wieder Befehlshaber und noch dazu eines recht wackeren, tüchtigen Fahrzeugs.“

Der Rittmeister schüttelte mit dem Kopf und schien gern noch weitere Fragen an ihn richten zu wollen, der Steuermann wich dem aber aus und nahm plötzlich Gelegenheit, eine nothwendige Arbeit vorzuschützen und sich zu entfernen.

Das gute Schiff glitt indessen fort auf seiner wogenden Bahn, die Witterung blieb aber zu trübe, mehr von der rechts neben ihnen ausgebreiteten englischen Küste erkennen zu können, als hohe, steile, kreidige Ufer; dabei war der Wind ungünstiger geworden; die Leesegel verschwanden, man fuhr bei dem Winde, so lange es gehen wollte und mußte endlich laviren, aber auch hierzu zeigte sich die leise, kaum fächelnde Luft zu schwach, die endlich in eine fast gänzliche Windstille überging. Die Segel

hingen schlaff und lebensmüde an den Masten herunter und das Schiff gehorchte dem Steuer nicht mehr, sondern kehrte bald die Steuerbord-, bald die Backbordseite dem nur undeutlich erkennbaren Lande zu. Die Matrosen mußten, um sie nicht unbeschäftigt zu lassen, theils alte Taue aufdrehen, theils andere neue frisch theeren und umwickeln; dazu hatten sich die Passagiere jetzt völlig erholt und kamen nach einander herauf, auf das ruhige und nur leise schwankende Deck.

Da plötzlich, die Sonne war eben im Untergehen, flatterte zuerst oben die, auf der obersten Stenge des großen Mastes angebrachte Windflagge ein wenig, dann regten und hoben sich die Bramsegel — nun schien es, als ob ein leiser Windzug das ganze Schiff erfasse, das große Segel hob und senkte sich noch ein paar Mal schwerfällig, die Schoten schlugen und klappten auf das Verdeck nieder, und dann kam der ganze Luftstrom voll und gewaltig über die leicht gekräuselte Oberfläche des Meeres daher — die Segel faßten, die Masten neigten sich und dahin schoß der gewaltige Bau.

Aber auch der Nebel wich dieser frischen Briese, die von Norwegens Küsten herunter wehte; wie ein Schleier riß es sich ab von den felsigen Ufern und als die Passagiere, die für den Augenblick alle ihre Aufmerksamkeit auf die schwellende Leinwand gerichtet hatten, durch einen Ausruf Günthers aufmerksam gemacht, sich wandten und hinüberschauten nach dem Nachbarland, da lag dieses, wie von einem rosigen Schein übergossen, in aller Pracht und Herrlichkeit des untergehenden Sonnenlichts da; Wälder und Wiesen deckten mit ihrem tiefgrünen Kleid die schwellenden Hügel und dehnten sich hie und da bis an den Rand des Canals hin, wo die schroff abgerissenen Ufer den weißen Kreidestein zeigten, der dem Land seinen Namen A l b i o n gegeben.

Wenn aber schon das Ufer in wahrhaft zauberischer Schöne

vor den entzückten Blicken der Reisenden lag, so bot das Meer selbst ein, noch tausendfach schöneres — herrlicheres Schauspiel; die leicht gekräuselten Wellen warfen in nicht zu beschreibender Strahlenbrechung das rosige Gluthenlicht zurück, und wie mit Milliarden Diamanten und Rubinen besäet funkelten die leichten, tanzenden Wogen. Dazu glitten unzählige Fahrzeuge, von dem stolzen Dreimaster bis zu dem schlanken Fischerkahn hinab auf und nieder an der sonnigen Küste, und wie von Rosenblättern schienen die glänzenden Segel gewoben, während die kleineren Kutter und Schaluppen, Seemöven nicht unähnlich, mit ausgebreiteten Schwingen hindurchschossen und wie lebende Wesen dem fernen Ziele entgegenstrebten.

Die Sonne verschwand endlich und das Meer nahm eine tiefere Färbung an, die sonnigen Hügel erbleichten, der purpurne Blüthenschein wich einem matten, durchsichtigen Grau, auf dem sich noch immer die hellen Segel mit ihren kühn gethürmten Mastspitzen scharf abzeichneten, aber auch dieses verschwamm endlich mehr und mehr zu einem düsteren, einförmigen Colorit. Die Umrisse des Landes schmolzen mit dem noch immer auf dem Horizonte lagernden Nebelschein zusammen und still und geisterhaft glitten die weißen Segel der Fahrzeuge geräuschlos über die Wasserfläche.

An dem Festlande tauchten aber jetzt hie und da die einzelnen Leuchtfeuer auf — erst schoß ein Strahl wie der Blitz eines Geschützstückes, hervor aus der Nacht und verschwand wieder, so schnell wie er gekommen, dann glühte und glimmte es, wie der kochende Lavastrom eines Vulkans und dann brach hell und licht der weitleuchtende Strahl hervor aus der nun noch viel dunkler erscheinenden Nacht.

3.

Der atlantische Ocean.

Von nun an blieb der Wind günstig, und den sechsten Tag nach ihrer Abfahrt aus der Heimath, am sechsten September, zeigte der Obersteuermann den Passagieren, als sie Morgens das Verdeck betraten, hinter sich das letzte Land des schönen Albions — die Scylly-Inseln — die jedoch kaum mehr zu erkennen waren. Günther aber jauchzte laut auf, denn jetzt lag vor ihnen ausgebreitet der lang und heiß ersehnte, der so innig herbeigewünschte Atlantische Ocean.

Kaum vermochte er das Ungeheuere des Gedankens zu fassen — diese Wassermasse, die mit weitgedehnten Armen an beiden Polen des Erdballs zu Eis erstarrt, und in gleicher Zeit unter dem glühenden Aequator die sonngebrannten Ufer Amerikas und Afrikas bespült — diese Fluth, die unter krystallheller Schaale eine fremde, noch unerforschte, vielleicht nie entdeckt werdende Welt verbarg, wo der leichte Kahn des tollkühnen Menschen, von schwacher Hand gesteuert, über fabelhaften Gründen und Ungeheuern dahinglitt, wo vielleicht aus der Tiefe heraus, glühende Augen nie erblickter Seegeschöpfe dem schaukelnden Fahrzeuge nachschauten und dann wieder hinuntertauchten, tief, tief hinab in die purpurnächtige Fluth.

Er konnte sich nicht satt sehen an der tanzenden Fläche, und ihm war es fast, als ob sich die spielend in einander drängenden Wogen leise und heimlich ihre finsteren, noch von keinem Menschenohr erlauschten Sagen und Legenden erzählten.

So mochte er wohl eine volle Stunde träumend hinausgestarrt haben in die unbegrenzte Weite, als er plötzlich wieder, durch einen Ruf vom Verdeck aus, auf seine nähere Umgebung aufmerksam gemacht wurde.

„Ein Hai! ein Hai!" rief die tiefe Baßstimme des wachthabenden Matrosen, und Alles an Deck drängte sich schnell der Steuerbordseite des Schiffes zu, das Näherkommen des gefräßigen und mit Recht gefürchteten Seeungeheuers zu beobachten. Der Koch aber, eine hohe, kräftige Gestalt, mit breiten Schultern und rothen, gutmüthigen Gesichtszügen, sprang flüchtigen Satzes ein paar Ellen an den Wanten empor und schaute aufmerksam nach der bezeichneten Gegend hin, und als er dann den Gegenstand, den er suchte, gefunden und ein paar Secunden lang betrachtet hatte, war er gar behende wieder auf dem Verdeck und kehrte bald mit einem tüchtigen Stück gesalzenen Fleisches und dem großen Hai-Haken zurück.

Dieser hat nun zwar sonst, ganz die Gestalt eines gewöhnlichen Fischhakens, nur daß er natürlich für solch einen Burschen auch verhältnißmäßig größer ist — dort aber, einige Zoll darüber hinaus wo die Krümmung aufhört, ist ein sogenannter Warl oder Warrel angebracht, das heißt, ein anderes Stück Eisen und zwar eine Verlängerung des Hakenbeins selbst, die mit dem eigentlichen Haken durch eine Art Wirbel verbunden wird, so daß man ihn fortwährend drehen kann, ohne dadurch den oberen Theil des Eisens, an welchem eine kurze Kette befestigt ist, mitzudrehen. Der Haifisch nämlich, wenn er sich gefangen sieht, wirbelt sich mit ungeheuerer Schnelle um sich selbst herum, und würde also ein fest an den Haken geschlagenes Tau abdrehen, so aber kann er seine

Manoeuver, unbeschadet dessen was ihn hält, ausführen, bis er ermüdet ist, wo er dann von selbst nachläßt. Die kurze Kette, die von dem Haken ausgeht, ist sechs oder acht Fuß lang und soll nur dazu dienen, daß das Ungeheuer mit seinen scharfen Zähnen das Tau nicht abbeißt, wenn es einmal den Haken ganz verschlungen hätte. Auf diese Art bleibt ihm dann doch immer noch die Kette zwischen den Zähnen sitzen.

Diese Angel also hielt der Koch jetzt in Bereitschaft, während ein anderer Matrose das Ende des Taues am Schiffe selbst befestigte, da es schon oft vorgekommen ist, daß ein gefangener Hai heftig genug an dem Tau gerissen hat, die, die es halten wollten, über Bord zu ziehen, oder wenigstens arg zu beschädigen. Jetzt kam aber auch Meister Hai herbeigeschwommen und näherte sich mehr dem Schiffe.

„Koch — werft die Lockspeise aus," rief der Steuermann — er ist nahe genug; — das Geräusch des niederfallenden Fleisches wird ihn schon herbeiziehen.

„Aber du meine Güte," sagte Madame Wegmeier, die sich eben wieder auf das Verdeck hatte führen lassen, um die ihr neue Jagd zu beobachten. — „Sie reden da immer von einem Haifisch und ich sehe ja gar keine solche Bestie. Man kann doch das nicht erkennen, was da hinten im Wasser ist."

„Nein, allerdings nicht, Madame," sagte der Rittmeister lächelnd, „aber sehen Sie den kleinen dunkeln Gegenstand, der dort auf dem Wasser schwimmt?"

„Das Hohe da? was wie ein aufrecht stehender Butterlöffel aussieht?"

„Dasselbe — das ist die große Rückenflosse des Hai, die gewöhnlich, wenn er schwimmt, auf der Oberfläche sichtbar ist. Sehen Sie wie er jetzt herbeischießt? Er hat das Hineinfallen des

Fleisches gehört und will sich nun seinen Braten holen. Der arme Bursche wird sich sehr getäuscht finden."

„Herr Jesus! jetzt bedauern Sie auch wohl noch die Kröte!" rief Herr Wegmeier entrüstet. „Habe ich nicht gelesen, daß er manchmal nüchtern einen ganzen Menschen mit Hut und Regenschirm verschlingt, und sich nachher noch nach mehr umsieht? Gehört sich das etwa?"

„Es ist einmal seine Natur," erwiederte der Rittmeister, „der Mensch macht es ja nicht besser; nein, im Gegentheil, noch viel schlimmer — er hebt sich seine Schlachtopfer sogar auf und mordet sie, wenn er ihrer bedarf, oder auch um Vorrath beizulegen. Der Hai dagegen verschlingt nur was ihm vorkommt, wenn er hungrig ist — aber treten Sie näher — wir dürfen das Anbeißen desselben nicht versäumen, Sie haben vielleicht dergleichen noch nicht gesehen."

Alles drängte sich jetzt auf das Hinterdeck des Schiffes und der größte Theil der Matrosen war in die Besanwanten hinaufgeklettert, seinen gemeinschaftlichen Feind zu beobachten, wie er herbeischoß, zweimal im Fahrwasser der Amazone hin- und herkreuzte und sich dann plötzlich auf den Rücken warf, daß der weiße Bauch in hellblauer, schimmernder Farbe blitzte. In der nächsten Secunde aber schoß er schon wie ein Pfeil auf den ausgeworfenen Köder zu, und verschwand mit ihm blitzesschnell in der Tiefe. Kaum hatte er ihn aber erfaßt, so stießen auch sämmtliche Matrosen ein lautes Jubelgeschrei aus, und der Koch schlang das Tau schnell um das Gangspill, damit das gefangene Ungeheuer nicht zu tief damit hinabfahren sollte. Das wäre ihm aber beinahe übel bekommen, denn ehe er es noch dort befestigen konnte, mußte der Hai sich wahrscheinlich gefangen gefühlt haben, und war nun mit seiner ganzen Kraft und Schnelle niedergetaucht, so daß er mit einem plötzlichen Ruck den starken Mann zur Seite warf und ihn so gegen den unglücklichen Jonas Wegmeier schleuderte, daß dieser, seinen

4*

Hut im Stiche lassend, der über Bord fiel, wie aus einer Kanone geschossen über das Verdeck hinfuhr und sich erst, halb betäubt von dem Fall, unter einem der Wasserfässer wieder fand.

Niemand hatte aber darauf geachtet, Herr Wegmeier ausgenommen, der seinem Sohn ganz erstaunt nachsah und dann schnell an die Leeseite des Schiffes sprang, um ebenso aufmerksam den Hut zu beobachten, der sich mit den tanzenden Wellen bald hob, bald hinter diesen verschwand. Hand über Hand zogen aber jetzt die Matrosen den wirbelnden und mit dem Schwanze schlagenden „Fresser der Tiefe" zur Oberfläche empor, und ließen ihn hier sich erst ein wenig austoben — dann aber unter dem fröhlichen Zuruf:

„Oho — ohio — ho!"

rissen sie ihn herauf aus seinem nassen Element, und im nächsten Augenblick hing er frank und frei, von mehr als zwanzig kräftigen Armen gehalten, am Gaffel und schlug und peitschte die Luft jetzt in grimmer, ohnmächtiger Wuth. Eine Schlinge ward ihm nun um den Schwanz befestigt und dieser eingezogen auf das Verdeck, dann, mit einer plötzlichen Schwingung, rissen die wackeren Seeleute den ganzen ungeheueren Fisch herein in den Bereich ihres Fahrzeugs, und fielen nun mit Handspeichen über ihn her, so daß er bald ruhig und leblos auf den Planken ausgestreckt lag.

Einige der Matrosen machten sich jetzt daran, ihm den Kopf abzuschneiden und diesen von allem Fleische zu befreien, damit sie den Schädel mit dem entsetzlichen Gebiß aufbewahren konnten; Andere waren bemüht ihm den Schwanz abzuschneiden, und diesen an die Kambüse oder Küche zu nageln, und Günther behielt kaum Zeit, in aller Geschwindigkeit die Länge des Thieres zu messen.

Es hatte eilf Fuß und war von der wildesten, gefräßigsten Art, der sogenannte „weiße Haifisch". Die Haut wurde ihm auch abgezogen und dann nahm der Koch das Fleisch in Beschlag, um es für die Matrosen zuzubereiten.

„Weshalb nageln sie denn den Schwanz da an den Kasten an?“ frug Jonas seinen Vater, indem er ihn leise hinten am Rocke zupfte.

„Sie wollen ihn trocknen,“ meinte Herr Wegmeier — „wahrscheinlich soll's eine Merkwürdigkeit werden, die sie mit in ein Museum nehmen. Wir schwimmen jetzt zwischen lauter Merkwürdigkeiten.“

„Nein,“ sagte der Steuermann, der diese Erläuterung überhört hatte, „der Merkwürdigkeit wegen ist's nicht, so viel kann ich Ihnen sagen. Der Grund liegt in einem alten Aberglauben, den die Matrosen haben; sie denken nämlich, daß ein angenagelter Haifischschwanz ihr Schiff davor bewahren soll, einen der Kameraden durch ein solches Raubthier zu verlieren; Manche sagen auch, es soll gegen Sturm, Andere wieder gegen Skorbut schützen. Nun, es schadet auf keinen Fall und dient immer gewissermaßen als Siegestrophäe.“

„Weshalb lösen denn jene dort das Rückgrat heraus?“ frug Günther — „theilt es vielleicht dem Fleische einen Geschmack mit, wenn es darin bleibt?“

„Das nicht,“ erwiederte der Steuermann, „sie wollen's nur als Spazierstock gebrauchen, oder vielmehr verkaufen, denn Matrosen gehen nie mit Spazierstöcken.“

„Halten denn die einzelnen Glieder oder Gelenke so fest zusammen, daß man sich darauf stützen könnte?“

„Nein, das nicht, wird aber der Stock zubereitet, dann muß der Drechsler einen starken Draht hindurchziehen, das verleiht ihm die nöthige Festigkeit.“

„Wie viel Arten von Haifischen giebt es eigentlich?“ frug der Rittmeister — „obgleich ich schon so viel zur See war, bin ich darüber doch noch nie in's Klare gekommen.“

„Die Anzahl der Gattungen ist wohl überhaupt schwer zu

bestimmen," sagte der Obersteuermann, der sich jetzt in das Gespräch mischte. „Der gefährlichste ist auf jeden Fall der weiße oder Hundshai, der den atlantischen Ocean durchstreift, hoch im Norden jedoch selten gefunden wird; gerade aber in dieser Gegend, wie im mittelländischen Meere, ist er besonders wild und gefräßig. Er soll bis zu dreißig Fuß lang werden; auch hat man Haifischzähne, wie im Lande Mammothknochen gefunden, die einem Riesengeschlecht anzugehören scheinen."

„Im Canal ist der blaue und wenig bösartige Hai, und im hohen Norden eine größere, dem Menschen jedoch fast gar nicht gefährliche Art. Desto mehr Schaden thut aber eben diese, die von den Russen Akkula genannt wird, den dortigen Fischen; denn jener Akkula lebt hauptsächlich von Stockfischen, Bütten und andern kleinen Fischen und zieht deshalb den Orten nach, wo sich die Fischer aufhalten. Haben diese dann ihr Netz ausgeworfen, so fährt er darauf zu und zerstört nicht allein sehr häufig einen großen Theil ihrer Beute, sondern zerreißt auch ihre Netze und ihr Angelgeräth. Selten wurde dabei einer von ihnen gefangen, und zwar nur dann, wenn er zufällig mit dem Schwanz im Netz hängen blieb und nicht wieder loskonnte. Dabei benutzten die armen Fischerleute wenig mehr von ihm, als die fette Leber, die sie auskochten, und das Fleisch, als ungenießbar oder weil sie sich davor ekelten, wegwarfen. Die Norweger machten damals den ersten Versuch ihn zu essen, fanden ihn schmackhaft und betrieben nun die Jagd eifriger. Sie hatten ja doppelten Nutzen davon, erstens gewannen sie ein neues Nahrungsmittel und dann vernichteten sie ihren Feind und schützten den eigenen Fischfang."

„Erst seit noch nicht langen Jahren, vielleicht seit 1834 oder 1835 ahmten ihnen darin die Russen nach, und es ist seit dieser Zeit eine ungemein große Anzahl derselben erlegt. Der Kaiser von Rußland soll dem ersten Fischer, der diesen neuen Erwerbszweig

in Rußland eröffnete, einen Brillantring zum Geschenk gemacht haben."

„Etwas Praktisches wäre dem Manne wahrscheinlich lieber gewesen," lächelte der Rittmeister, „was soll ein Fischer mit einem Brillantring?"

„'S ist allerdings ein todtes Kapital, das er noch dazu in einen Kasten legen muß, denn beim Fischfang Ringe tragen, will nicht gut gehen. Nun, mich hat er damals nicht gefragt, meine Schuld ist's daher auch nicht."

„Ist jener Hai gerade so, wie der in dieser Gegend heimische?"

„Nein — er hat keine sägeförmigen Zähne, sondern sie sind klein, die oberen besonders sehr spitzig, und stehen in mehren Reihen getheilt. Sonst hat jener einige Aehnlichkeit mit dem Hausen im kaspischen Meere."

„Und man fängt sie auf ähnliche Art wie diese hier?"

„Mit denselben Haken, ja, aber nicht so an der Oberfläche. Man läßt dort, auf ähnliche Art wie man die Stockfische und Bütten fängt, den oder die Haken, denn manchmal werden auch mehre an ein Tau befestigt, mit dem für den Hai bestimmten Köder auf den Meeresgrund hinab, wo sie mehre Stunden liegen bleiben, ehe sie wieder herauf gezogen werden. Ich habe nie einer solchen Fischerei beigewohnt, aber mir ist gesagt worden, daß sich oft zehn bis zwölf auf einmal fangen. Eine solche Vorrichtung heißt ein Jarus.

„Aber außer diesen giebt es doch auch noch andere Arten," sagte der Rittmeister, „ich selbst kenne zum Beispiel den Grundhai."

„Und allerdings ist der wohl für den Menschen der gefährlichste," rief der Obersteuermann. „Die Bestie liegt unten auf dem Grund, oder wenigstens so tief unter Wasser, daß man weder sie, noch die hohe Warnungs- oder Rückenflosse mehr sehen kann,

und ehe es sich der Schwimmer versieht, ist das Ungeheuer an seiner Seite und reißt den fürchterlichen Rachen auf."

„Manche wollen behaupten, es ginge dem Hai wie dem Löwen" meinte Herr Kaffalt — „er könne den Blick des Menschen nicht ertragen, woher es denn auch komme, daß er ihn immer von hinten angriffe."

„Daß er ihn immer von hinten angreift," sagte der Steuermann, „ist allerdings wahr, aber ich glaube nur nicht, daß daran der Hai schuld ist, denn der Mensch — selbst der beherzteste — flieht oder wendet sich wenigstens zur Flucht, wenn er die Hyäne der Tiefe erblickt; der nachsetzende Hai aber erwischt natürlich, sobald er den Flüchtigen einholt, die ihm vorgehaltenen Leckerbissen, die Beine zu allererst, und daß er da hineinbeißt, wird ihm Keiner verdenken können, der nur irgend mit der Natur dieses gefräßigen Raubthieres vertraut ist."

„Sonst giebt es noch den hammerköpfigen Hai und den Tiger- oder gefleckten Hai, ebenfalls ein bösartiges Thier, wenn es auch nicht so groß wie der Hundshai wird."

„Was sind denn das für Menschen, die blos mit einem Messer bewaffnet auf die Haifischjagd gehen?" frug Herr Wegmeier, indem er nach genommener Priese seine Dose wieder zuklappte und auf das Gangspill setzte.

„Auf jeden Fall tollkühne," lächelte der Steuermann, „denn wer nicht muß, bindet sicherlich nicht mit dem Hai auf solche Art an. Daß übrigens einmal ein zur Verzweiflung getriebener Matrose, dessen Bruder ein solches Ungeheuer vor seinen Augen verschlungen, sich in die See gestürzt und ihn, nur mit seinem langen Messer bewaffnet, besiegt hat, das ist eine allbekannte, und wie ich glaube, auch wahre Anekdote; Menschen aber, die daraus ein wirkliches Geschäft machten, giebt es sicherlich nicht; es wäre auch das Undankbarste, was sie betreiben könnten. So viel

ist übrigens gewiß, daß die einzige Rettung gegen dieses nimmersatte Raubthier darin besteht, ihm gerade entgegenzuschwimmen und mit Armen und Beinen so viel Geräusch als möglich zu machen. Der Hai ist furchtsam und kann gerade das am allerwenigsten leiden."

„Wie sonderbar es aussieht, wenn er seine Beute erfaßt," sagte Herr Kaffalt, „man glaubt gewöhnlich, da es so sehr schnell geschieht, daß er die Farbe wechsele, er dreht sich aber nur rasch auf den Rücken, um seine Beute zu ergreifen."

„Das geschieht wohl nur, weil der Oberkiefer bewegbar ist und nicht, wie bei den übrigen Raubthieren, der Unterkiefer," erwiederte der Rittmeister.

„Wenigstens muß das mit die Ursache, doch kann es nicht der einzige Grund sein, da der Alligator ja dieselbe Eigenthümlichkeit hat und sich, wenn er besonders auf dem Lande seiner Beute nachgeht, nie dabei umdrehen kann," lautete die Antwort.

Die Amazone schoß jetzt, von einem günstigen Wind getrieben, mit geblähten Segeln dem Süden zu und quer durch die Meerenge von Biscaya hin. Einen so bösen Namen diese Gegend aber auch sonst der häufig dort wüthenden Stürme wegen haben mochte, so ruhig und freundlich war das Wetter jetzt, und der Himmel strahlte in einer wolkenlosen Bläue; nach und nach ermattete aber der frische, belebende Luftstrom der, aus dem Norden herunter, das wackere Schiff vor sich hergejagt; hie und da flappten die Segel schwerfällig an die Masten an und langsam und träge glitt das sonst so flüchtige Fahrzeug durch die krystallene Fluth.

Günther aber konnte nicht müde werden, vom Bugspriet aus hinab in die nur leise wogende und sich hebende See zu schauen, die nun jene wundervolle tiefblaue Farbe angenommen hatte. Sein Auge hing, wie durch einen Zauber gefesselt, an diesen feenschönen Tinten, und er begriff jetzt das Märchen von dem Fischer, der auf einem hohen Felsen gelebt und so oft und so lange in die unten

wogende, tiefblaue See geblickt, bis er dem Drängen und Sehnen nicht mehr widerstehen konnte und sich hineinstürzte.

„Ach,“ flüsterte Günther leise vor sich hin, „die Leute sagen, ein Meerweib hätte ihn verlockt, und von ihren Armen umschlungen wäre er in die Tiefe getaucht, aus der er nie mehr wiedergekehrt; aber jetzt — nun ich diese neue Welt vor mir erschlossen sehe — nun glaube ich es nicht mehr. Wozu bedürfte es fremder Reize noch? hier dieses blaue Krystallenreich, mit seinen tief unten wie Schatten vorbeistreichenden Bewohnern, dies Spiegelbild des hohen Himmelsgewölbes — unermeßlich wie jenes — hat es nicht Kraft genug einen ähnlichen Zauber auszuüben? zieht es mich nicht selbst hinunter, wie mit tausend nach mir ausgestreckten sehnenden, liebenden Armen? und ist es nicht, als ob mir leise lockende Stimmen von dorther zuriefen — —

„Herr Jesus, Sie fallen da herunter!“ schrie plötzlich eine gellende Stimme vom Verdeck aus, und Günther, wie aus einem schweren Traume erwachend, fuhr so schnell und wirklich erschreckt empor, daß er sich an dem Laufstag anhalten mußte, um nicht wirklich von seiner Höhe herab zustürzen.

Etwas beschämt hierdurch, aber auch ärgerlich, sah er sich nach dem unwillkommenen Störer um. Es war Niemand als Madame Wegmeier, die von ihren Töchtern begleitet, eine Promenade um das Schiff gemacht hatte, und nun über die, wie sie glaubte äußerst gefährliche Lage des jungen Mannes entsetzt, mit offenem Munde und hochgehobenen Armen dastand und zu ihm hinüberstarrte. Einige der Matrosen waren schon aufmerksam geworden, Günther kletterte deshalb schnell wieder herein auf das Verdeck und suchte, da Madame Wegmeier auf der Starbordseite stand, an der Larbordseite zu der Cajüte zurückzukommen. Hier aber begegnete er dem Rittmeister, der ihm lächelnd mit dem Finger drohte.

„Aha — hat sie unsere wackere Madame auf den rechten Weg zurückführen müssen?“ rief er ihm freundlich zu — „wer legt sich aber auch vorn in die Luftstage? Uebrigens, lieber Freund,“ fuhr er dann etwas ernster werdend fort — „hat die Sache allerdings Gefahr und ich kann Ihnen da mit wenigen Worten ein gar trauriges Beispiel erzählen.“

„Es ist Schade, daß Madame Wegmeier nicht auch dabei sein kann,“ meinte Oskar der zu ihnen trat, „ich habe eben gehört, wie sie ihrem Manne erzählte, sie habe Günther das Leben gerettet.“

„Nun, spaßen Sie nicht,“ sagte der Rittmeister. „Es war auf der Barke „der Delphin“, mit der ich damals zum ersten Mal nach Ostindien segelte, und unser junger Untersteuermann lag, wenn er nicht die Wache hatte, ebenso gern wie Sie auf dem Bugspriet zwischen den Laufstagen. Von Liverpool aus hatte aber der Capitain einen großen Newfoundlandhund mitgenommen, den er einem Freund bringen wollte, und dieser — Neptun hieß er — gewöhnte sich unterwegs so an den jungen Mann, der ihn immer fütterte und pflegte, daß er ihm gar nicht mehr von der Seite wich. Eines Morgens war der Untersteuermann verschwunden — wir hatten gerade das Kap umsegelt und befanden uns unfern der Insel Madagascar. — Das ganze Schiff wurde nach ihm durchsucht, denn daß er über Bord gewaschen sein könne schien unmöglich, die See war einem Spiegel gleich. Da erinnerte sich Einer der Matrosen, ihn gleich nach der Hundewache, die er die Nacht gehabt, auf seinem gewöhnlichen Platze, dem Bugspriet, liegen gesehen zu haben, und als sie dorthin gingen saß Neptun, das treue Thier, ernsthaft neben dem Hauptanker und schaute, den großen schönen Kopf etwas zur Seite gebogen, in die Tiefe hinab, als ob er hätte sagen wollen: „nun, Du bleibst lange da unten, kommst Du denn nicht wieder herauf?“

„Und der Steuermann?“



„Kam nie wieder zum Vorschein; er mußte wahrscheinlich eingeschlafen und hinabgestürzt sein, denn das Schiff ging zwar langsam, aber immer noch schnell genug, über ihn wegzusegeln; der Newfoundländer aber suchte die ganze Reise hindurch, alle Tage ein paar Mal jene Stelle auf und schaute hinab — er konnte seinen Wohlthäter nicht vergessen."

„Das wäre allerdings eine Art Warnung," lächelte Günther — „nun, ich werde mich vorsehen; Madame Wegmeier möchte nicht immer zu meiner Rettung herbeieilen können."

Mehre Tage vergingen so in ziemlich ruhigem, oft windstillem Wetter und die Passagiere vertrieben sich jetzt die Zeit damit, die in der See schwimmenden Gegenstände zu beobachten. Günther aber, damit nicht zufrieden, strickte sich ein kleines Netz, das er an einem langen Bootshaken befestigte und womit er nun manche der wunderlichsten Gewächse und Thiere aus dem Ocean heraufholte.

Besonders fesselten die Unmassen von Pflanzen, die oft kleinen Inseln gleich das Schiff umschwammen, seine Aufmerksamkeit, und er förderte ganze Wagenladungen davon zu Tage.

Solch ein eifriger Botaniker er aber auch auf festem Grund und Boden gewesen war, so wenig kam er mit diesen wunderlichen Pflanzenbildungen fort, denn manchmal zog er Sachen herauf, von denen er wirklich nicht wußte zu welchem Reich sie gehörten, so ähnlich schienen sie auf der einen Seite den langen, schilfartigen Binsen, und auf der anderen wieder einer Art harthäutiger Regenwürmer, die sich nur mit ihren Rüsseln an den Stiel eines Meergewächses angesogen hatten und nicht daran fest gewachsen waren.

Herr Kaffalt leistete ihm dabei wesentliche Dienste; er half ihm die Beute nach den verschiedenen Gattungen ordnen, und gab ihm die Erklärungen, die ihm wenigstens für den Augenblick genügen mußten.

„Die Seepflanzen," sagte er ihm, „gehören größtentheils in

die vierundzwanzigste Klasse des Linnè'schen Systems. Sie sind nämlich Kryptogamen oder solche Gewächse, an denen man keine, oder nur undeutliche Blüthentheile bemerken kann, und man zählt sie zu den Algen oder den kryptogamischen Wassergewächsen, die theils in süßem, theils in Seewasser wachsen."

„In Form und Gestalt sind sie sehr verschieden, gewöhnlich bilden sie sich in langen, schlingpflanzenartigen Streifen, oft zwanzig Fuß lang, die in einander gewebt, feste Inselngleiche Massen bilden und von denen eine solche kleine Grasinsel, sehr häufig sechs bis acht verschiedene Arten enthält."

„Wie Gold glänzen sie auf dem dunkelblauem Grunde," sagte der Rittmeister.

„Ja," — erwiederte Herr Kaffalt — „es ist nur Schade, daß sich beim Trocknen diese schöne, goldgelbe Farbe gänzlich verliert — die Pflanzen werden ganz kaffeeartig braun, und nur hie und da verrathen lichtere Ansätze des Salzes das Seegewächs; den salzigen Geschmack behalten sie ebenfalls bei."

„Sehen Sie nur, welch wunderliche Gestalten diese langgedehnten Pflanzen haben," rief Günther, indem er eben bemüht war eine derselben, die korinthenartige Beeren trug, vorsichtig aus dem sie umgebenden Gewirr heraus zu lösen — „und diese langen schmalen, stachlichen Blüthen — es sieht wirklich allerliebst aus —"

„Und jene schlauchartigen Formen," rief Oskar.

„Und diese flachen, fleischigen Blätter, mit Stellen, als ob sich die Luft darin gefangen und so unfreiwillige Früchte gebildet hätte," rief Günther; „ich habe nie geglaubt, daß diese Pflanzen so einförmig und doch auch wieder so mannigfaltig wären. Es müssen wohl auf jeden Fall vom Meeresgrund losgerissene Gewächse sein."

„Ich glaube kaum," sagte Herr Kaffalt, „denn alle diese Pflanzen entbehren sämmtlich der Wurzeln. Oft findet es sich daß sie an Steinen im Grund, an Schiffen oder an, auf dem Ocean

treibenden Gegenständen festhängen, nie aber geschieht dies mittelst einer Wurzel; die Pflanze selbst nur breitet da wo sie hängt, eine kleine schuppen- oder fellartige Fläche aus, mit der sie gewissermaßen an dem ersten besten Gegenstand festklebt, und diese dient auch keineswegs dazu, ihr Nahrung zuzuführen, da alle Seepflanzen ihren Nahrungsstoff durch die ganze Oberfläche einziehen. Ihre Fortpflanzung geschieht, da sie keine wirklichen Blüthen tragen, durch Keime, die entweder innerhalb der Pflanze entstehen, oder sich auch außerhalb, in kleinen Knoten und Warzen, bemerkbar machen. Einige tragen freilich fruchtartige Beeren, ich glaube aber kaum daß Saamen darin enthalten ist, ich selbst habe ihn wenigstens nie darin finden können."

„Und treibt die ganze ungeheuere Masse von Pflanzen nutzlos auf dem Meere herum? können sie zu gar Nichts verwendet werden?"

„Ei sicherlich — und noch dazu, zu den verschiedenartigsten Zwecken. — Ein Theil von ihnen dient selbst Menschen zur Nahrung, zum Beispiel die Laminaria esculenta und saccharina, mit schwertförmigem und langem Laub; beide Arten wachsen im Atlantischen Meere und in der Nordsee, und werden sowohl roh als gekocht gegessen. Ebenso ißt man die Halymenia edulis mit fleischigem Laub, die sich in der Nordsee und im mittelländischen Meere findet. Andere, z. B. die Delesseria coccinea, werden zum Schminken gebraucht, die Fucus nodosus zum Grünfärben, der Scytosiphon im atlantischen und indischen Ocean, zu Bindfaden; viele derselben als Arznei, manche zur Bereitung von Soda und Jod und der größte Theil zu Viehfutter oder Dünger."

„Das Seegras gehört also auch zu den Algen?"

„Nein, weder zu diesen, noch zu den kryptogamischen, sondern zu den phanerogamischen Gewächsen oder denen, an denen sich die Blüthentheile deutlich erkennen lassen. Das Seegras, Zostera marina, hat lange grasähnliche Blätter, und die Blüthentheile sitzen

auf einem kleinen Kolben, der aus einer Spalte der Blätter hervorkommt. Um Europa herum findet es sich fast in allen Meeren, und Sie wissen ja, zu welch verschiedenartigen Zwecken es benutzt wird; man stopft Matratzen damit, macht Stricke, Netze und Hängematten daraus und verbraucht es, wie das Schnitzelpapier und Heu, zum Verpacken."

„Aber was ist das? es wird ein Boot ausgesetzt — lassen Sie uns sehen was der Capitain beabsichtigt."

Allerdings waren die Matrosen in dem Augenblicke damit beschäftigt, das kleine Boot auszusetzen und vier von ihnen trugen einen Sack herbei, der, der Anstrengung nach zu urtheilen die es ihnen kostete, Blei oder Eisen enthalten mußte.

Die Passagiere drängten sich neugierig dem Hinterdeck zu, denn auf offener See und bei ruhigem Wetter ist jede Unterbrechung des monotonen Lebens willkommen; vergebens aber zerbrachen sie sich die Köpfe darüber, was der schwere Sack zu bedeuten habe, und Herr Wegmeier erhielt von dem Untersteuermann, den er frug, was für Fische sie fangen wollten, blos die kurze Antwort: „Stockfische", eine allerdings keineswegs genügende Auskunft.

Der Capitain klärte sie endlich, während die kleine Schaluppe ein paar Bootslängen vom Schiffe wegruderte, darüber auf. „Wir sind hier," sagte er, „in der Höhe des Kaps Finisterre und da uns der Wind nicht im Mindesten hilft von der Küste wegzukommen, so sollen meine Leute gerade untersuchen, wohin die Strömung geht, daß wir nicht etwa, ganz sachte und heimlich, weiter und weiter dem Lande zutreiben und dann auf einmal festsitzen, wie es schon manchem Fahrzeug gegangen ist."

„Also hat das Meer auch Strömungen?"

„Ei, bedeutende, und zwar nach allen Richtungen hin."

„Wie aber werden Sie denn das bestimmen können," frug der Rittmeister — „Schiff wie Schaluppe befinden sich ja doch

gleichzeitig in der Strömung, und weiter ist kein erhabener Gegenstand sichtbar, nach dem man urtheilen könnte welche Richtung man eigentlich schwimmt."

„Haben Sie den Sack gesehen, den die Matrosen mit in das Boot nahmen? Es sind, fest in Segeltuch eingenähte Kanonenkugeln, die als Anker dienen sollen. Das Meer nämlich ist hier zu tief, um Anker zu werfen, und wir müssen deshalb die freilich etwas weniger genaue Art vorziehen, die Strömung mit dem Boot zu erforschen. Diese nämlich geht nie sehr tief, und man nimmt irgend einen schweren Gegenstand, der so weit wie nur möglich hinuntergelassen wird, und durch sein eigenes Gewicht das Boot, wenn auch nicht ganz, aber doch ziemlich fest auf einer Stelle hält. Nun sieht man schon aus der Richtung, welche das Schiff selbst von dem Boote fortnimmt, wohin die Strömung geht, um aber dann auch noch die Schnelle zu erfahren mit der dies geschieht, wirft man das Log und kann es nachher ziemlich genau bestimmen."

Das Boot befand sich jetzt in hinlänglicher Entfernung und die Ruderer hielten an; der Capitain schien aber seine Aufmerksamkeit ganz von diesem abzuwenden, denn er hatte das Fernrohr ergriffen und schaute lang und ernsthaft nach Nordwesten, wo schon seit einigen Stunden eine langsam aufsteigende schwarze Wand sichtbar geworden war.

„Ueber Bord!" schallte der Befehl von dem draußen liegenden kleinen Boot herüber, und gleich darauf hörte man den schweren Sack in's Wasser schlagen. Der Capitain beobachtete, wie es dem Rittmeister vorkam, etwas ängstlich den Erfolg und blickte dann immer wieder nach Nordwesten hinüber. Da füllten sich plötzlich die oberen Segel; aber immer noch leise und kaum merklich, sie lösten sich nur von den Masten und schlugen dann schlaff und matt wieder dagegen an.

„Bramsegel ein!" schrie Capitain Barring, der das Sprach-

rohr ergriffen hatte, den an Starbord stehenden Matrosen zu — „kommt an Bord!" rief er dann mit aller Macht nach dem Untersteuermann hinüber, der sich schon bei dem ersten Befehl hoch im Boot aufgerichtet hatte.

„Ay, ay Sir!" war die Antwort und die vier Matrosen, welche die Schaluppe fortgerudert hatten, zogen jetzt rasch den ausgeworfenen Sack wieder ein.

„Haben sie schon gemessen?" frug Herr Bodmer, der neben dem Capitain stand; „das ist ja schnell gegangen."

„Nein — noch nicht!" erwiederte dieser, aber wie es schien sehr zerstreut — „wie ich gesehen habe, treibt das Schiff in See — das ist ein gutes Zeichen, die Strömung geht vom Lande fort — zum Loggen bleibt uns aber keine Zeit, denn — kommt an Bord schnell — kappt das Tau!" schrie er plötzlich an den Wewelien der Besanwant emporspringend — „kommt an Bord — alle Bramsegel ein — flink meine, Burschen — los mit den Lappen."

Und von der Want herunterspringend schlang er selber die Geitaue los und die noch übrigen an Deck befindlichen Matrosen eilten rasch herbei, den Befehl auszuführen.

Der Untersteuermann indessen, der im Boot hoch aufgerichtet mit einem Blick das Segelwerk der Amazone und dann den westlichen Horizont überflogen hatte, erkannte augenblicklich die wirklich drohende Gefahr und rief:

„Kappt das Tau, über Bord mit der Last!" — Aber natürlich war an einen solchen Fall gar nicht gedacht und kein Beil mitgenommen worden; Jener jedoch, der wohl schon manchem Unwetter kalt und besonnen in's Auge geschaut, riß schnell entschlossen sein kurzes Messer heraus, das er, wie alle übrigen Matrosen im Gürtel führte, und mit wenigen Schnitten auf dem, bis zum Aeußersten angespannten Tau, rissen schon die einzelnen Faden nach, und in wenigen Secunden schwankte, von dem bedeutenden Gewicht befreit,

das kleine Fahrzeug hoch auf. Jetzt fühlten sie auch den nahenden Sturm über die noch immer erst leicht gekräuselte See daherbrausen und die Segel der Amazone füllten sich mehr und mehr; unter dem Bug fingen die Wellen schon an rege zu werden.

„Greift aus, meine Leute,“ rief indessen der Untersteuermann, der wohl einsah, wie nöthig jetzt nicht allein jede Hand an Bord gebraucht würde, sondern wie auch die Gefahr für ihn selbst mit jedem Augenblick wuchs, „greift aus und zeigt's dem Wind einmal, wer schneller jagen kann, Ihr oder er.“

Als ob aber der Gott des Sturmes den Spott gehört, so kochte und arbeitete innerlich das Meer, und hochauf zischten kleine kurze Spritzwellen am Bug des schlanken über die Fluth dahinschießenden Bootes empor. Die Gesichter der Matrosen erbleichten — Seeleute wie Jäger sind gleich abergläubisch — und schauten sich scheu nach dem eigenen Fahrzeug um, legten sich jedoch nichts destoweniger mit aller Kraft und Ausdauer in die Ruder und folgten mit einem gewissen Instinct dem Befehle ihres Officiers. Dieser aber, ein fast unheimliches Lächeln in den starren Zügen, regierte mit fester Hand das Steuer und wie ein Delphin durchschnitt das scharfe Boot die kochende Fluth.

Alle, selbst die Uneingeweihten, erkannten jetzt den herannahenden Sturm, denn diese schauerliche, leichenähnliche Ruhe, die dem Aufruhr der Elemente vorhergegangen, hatte jedes Herz mit banger Ahnung erfüllt; noch immer aber war der Wind nur eben stark genug, die Amazone in gleicher Schnelle mit dem Boot vorwärts zu treiben und Capitain Barring, der voraussah, daß in wenigen Secunden die volle Gewalt des Orkans losbrechen mußte, wollte eben schnell beilegen, um seine Leute zu erwarten und an Bord zu nehmen, was er nur bis jetzt vermieden hatte, da er das Wenden fürchtete, als plötzlich wieder auch selbst das leiseste

Lüftchen erstarb und wenige Secunden darauf das Schiff fest und unbeweglich zu liegen schien.

„Hurrah, meine Burschen!“ lachte dabei der Untersteuermann, sich in seiner Aufregung im Kahne emporrichtend — „hurrah! seht, der Wind hat Respect, er merkt, daß er es nicht mit uns aufnehmen kann und schreit: „genug!“ Hurrah, meine alten Seehunde — greift aus in zwei Secunden sind wir an Bord!“

Das Boot schoß dicht an die Amazone hin, und während die Segel derselben wieder, wie bei gänzlicher Windstille matt herunterhingen und ein dumpfes Rauschen und Brausen ringsumher die Herzen der Hörer mit unbeschreiblichem Entsetzen füllte — rasselten die Taue nieder zu den jetzt Herangekommenen, die während zwei von ihnen die zugeworfenen Blöcke in die oft zu diesem Zwecke angebrachten Haken hingen, damit das leichte Fahrzeug schnell aufgehoistet werden konnte, in wilder Eile an Deck kletterten und sich unter die Kameraden mischten, den neuen Befehl des Capitains: „Toppenants los!“ ausführen zu helfen.

Im nächsten Augenblick klirrten die Ketten der großen Fockraaen und beide sausten nieder; zu gleicher Zeit aber hörten sie auch den Gott des Sturmes über das leise zischende Wasser daherdonnern. Wild kräuselten sich die Wogen, hochauf spritzten sie von innerer Gewalt getrieben, und das ganze furchtbare Gewicht des erwachten Orkans legte sich in die jetzt zum Zerspringen angespannten Untersegel. Auf den Flügeln des Sturmes dahingeführt schoß die Amazone über die höher und höher aufsteigenden Wellen und von diesen vergebens verfolgt dahin, und nun zuckten auch aus den finsteren Wolkenmassen die rothen, blendenden Strahlen hernieder nun rollte auch dumpfrauschend der Donner hinterdrein, bis die Blitze lebhafter und greller, die Schläge lauter und heftiger wurden und schneller auf einander folgten.

Das Schiff flog unter Sturm- und halb aufgegeitem Hauptsegel, vor dem Winde, mit reißender Schnelle dahin und höher stiegen mit jeder Viertelstunde die Wogen, gewaltiger thürmten sie sich auf und drohten in wildem Anlauf gegen die Hintergalerieen des Flüchtigen zu schmettern und das ganze schwankende, zitternde Gebäude mit hinab in die gährende Fluth zu reißen. Aber wacker hob sich und stieg das stattliche Fahrzeug vor jeder es bedrohenden Welle, und wenn auch immer tiefer die Wasserklüfte gähnten, wenn auch immer ängstlichere Blicke der Capitain bald hinauf zu dem pfeifenden und klappernden Tauwerk und den knarrenden Masten, bald hinter auf die sich selbst verschlingenden Wogen warf, dennoch hielt das gute Schiff seine Bahn und eilte in südsüdwestlicher Richtung hinweg, von der Gefahr drohenden Küste.

„Wir werden beilegen müssen, wenn das noch lange so fortgeht," sagte Capitain Barring zu seinem Obersteuermann, als er, das Sprachrohr noch immer in der Hand, vor der Hütte stand und die zum Aeußersten angespannten Segel beobachtete.

„Möchte gefährlich jetzt sein," meinte dieser, „überdem wissen wir ja auch eigentlich gar nicht, wie die Strömung hier geht, denn das Boot konnte es nicht ordentlich untersuchen und in der Bay von Biscaja wechselt sie fortwährend.

„Dort, wo wir lagen, ging die Strömung dem Meere zu, so viel habe ich deutlich gesehen," erwiederte der Capitain; „zwar dauerte es nur wenige Secunden, aber ich konnte sehr gut bemerken, wie wir, das Boot seitwärts liegen lassend, in einer westnordwestlichen Richtung fortgetrieben wären; hier hätten wir dann auch, meiner Meinung nach, nicht viel zu befürchten. Ich hoffe übrigens, daß der Lärm nicht lange anhält, die graue Wolke dahinten hat uns ihren Inhalt heben lassen und wenn wir damit fertig sind, wird's wohl vorbei sein. Wir segeln ja nicht im Golfstrom, daß ein Gewitter das andere jagt — ha — dort schlug ein Blitz in die See

— Gott sei uns gnädig, das donnert, als ob der ganze Himmel auf ein Felsenriff gerannt wäre. Nun, ein Weilchen können wir's noch mit ansehen, wird's aber heftiger, dann muß auch der letzte Lappen herunter, es bräche uns sonst die Masten auf's Verdeck nieder."

Von den Matrosen hatten sich indessen einige an der Kambüse gesammelt und sprachen ernst und heimlich mit einander. Der Holländer, der mit in dem Boot gewesen war, führte das Wort und erklärte nun den Uebrigen mit fester Bestimmtheit, daß der Sturm nur so rase und tobe, weil der Untersteuermann so freche, gotteslästerliche Worte gesprochen habe.

„Paßt auf," sagte er — „das Wetter läßt nicht eher nach, als bis die freche Rede gesühnt ist — hier unten liegen die spanischen Galeeren, und deren Bootsleute müssen Ordnung halten auf der See und bis zum jüngsten Gericht die strafen, die Gotteslästerungen gegen das Heilige ausstoßen."

„Unsinn!" sagte der Koch, der sich vor der Kambüse, um dem rauhen Wind zu entgehen, an diese anlehnte und dabei mißtrauisch um die Ecke nach der Starbordseite zurückschaute, von wo aus eben der weiße Kamm einer etwas größeren Welle, als sie gewöhnlich waren, sichtbar wurde, „Unsinn — wir sind doch alt genug, um solche Narrenspossen nicht mehr zu glauben."

„Unsinn?" sagte der würdige Matrose entrüstet, indem er sein Primchen Tabak über Bord warf und den erledigten Raum durch ein anderes ersetzte, „Unsinn?" „nun Ihr werdet's sehen — Ihr werdet's erleben — entweder hat der Mann ein Unglück oder Einer von uns, und nachher denkt, daß ich das gesagt habe."

Mehrere der übrigen Matrosen stimmten dem Kameraden bei und blickten ängstlich nach dem Hinterdeck zurück, wo sich der Untersteuermann eben ganz ruhig seine große Lootsenjacke anzog, um den Regen abzuhalten, der jetzt in gewaltigen Tropfen und fast wie ein Hagelschauer auf das Verdeck niederschlug.

Die Passagiere hatten sich schon ziemlich bei Beginn des Unwetters in die Cajüte zurückgezogen und nur noch Günther und der Rittmeister waren eine Zeitlang auf dem Verdeck geblieben, jetzt aber, da der Regen in Strömen niederflutbete, tauchten sie ebenfalls in die trockenen, inneren Räume unter, und fanden hier sämmtliche Wegmeiers in größter Aufregung, da Jonas über einen der befestigten Stühle hinweg und seiner Mutter gerade mit dem Kopf gegen die Herzgrube geschossen war, daß die große schwere Frau wie von einem Blitzschlag getroffen, zu Boden stürzte und sich dabei leicht am Kopfe beschädigte. Madame Wegmeier wurde in einem neuen Anfall von Seekrankheit, an dem der harte Hirnschädel ihres Sohnes ebenfalls die Schuld trug, in ihre Coje geschafft und die übrige Gesellschaft suchte nun auch, so gut es gehen wollte, ihr Lager, denn die vielleicht noch durch den dunkeln Himmel beschleunigte Dämmerung verkündete die einbrechende Nacht. Das heftige Schaukeln des Fahrzeugs hatte dabei die Meisten, ja, da sie sich auf den engen Raum der Cajüte beschränkt sahen, selbst Günther und den Rittmeister wieder, wenn nicht unwohl, doch schwindlich gemacht und ihres Appetits beraubt.

Mit dem fallenden Regen schien aber auch die Gewalt des Sturmes nachlassen zu wollen, denn wenn auch die Wellen noch aufgeregt und wild heran und immer wieder heranrollten, so griff doch der Wind weniger heftig in die ihm gebotene Leinwandfläche. Noch in der ersten Wache, die der Obersteuermann hielt, ließ dieser die Marsraaen wieder aufhoisten und die Vorstengenstagsegel und das große und Fock- und Bramsegel setzen, da sich der Himmel nämlich noch vor Mittag umzogen gehabt, waren sie nicht im Stande gewesen, die nöthigen Messungen vorzunehmen, und wußten also nicht, wie nahe sie sich der portugiesischen Küste befänden. Der Cours, den sie steuerten, lag seit einbrechender Dämmerung noch einen Strich weiter nach Süden oder Südwest zu Süden.

Der Untersteuermann bekam die Hundewache von zwölf bis vier, und der Himmel fing schon wieder an, an einzelnen Stellen sich aufzuklären, die jagenden Wolken verriethen aber noch den herrschenden Luftstrom, und der holländische Matrose, von den Kameraden Bleede genannt, saß kopfschüttelnd an der Starbordseite neben der Barkasse, auf einem der an Deck befestigten Wasserfässer und schaute sinnend zu den einzelnen, dann und wann sichtbar werdenden Sternen hinauf. Der Untersteuermann ging, in seine große blaue Lootsenjacke eingeknüpft, auf dem Hinterdeck her und hin.

„Steuermann!" sagte da der Capitain, der eben an Deck gekommen war und sich den Himmel eine Zeitlang betrachtet hatte, „es scheint ausgeblasen zu haben; wie wär's, wenn wir den Flieger über das Vorstengenstag setzten — der Wind muß jetzt besser fassen."

„Ich weiß nicht, Capitain," meinte der Steuermann, „die Luft gefällt mir nicht; dahinten von Westen her will's noch nicht recht klar werden und manchmal hört man ein so dumpfes Brausen; auch die hellen Streifen da oben dürften fehlen."

„Haha!" lachte Capitain Barring, „seid ja auf einmal merkwürdig ängstlich geworden. Ich glaube übrigens kaum daß wir noch etwas zu fürchten haben; die paar Streifen werden uns keinen großen Schaden thun — laßt nur den Flieger aufziehen und das Gretchen auch."

„Ihr da vorn!" rief der Steuermann.

„Ay, ay!" lautete die Antwort.

„Flieger auf — und Du, John," wandte er sich an den ihm zunächst stehenden Matrosen, „steig hinauf und mache das Gretchen los."

Die Befehle waren im Nu erfüllt und die Amazone glitt, sich fröhlich unter der neuen Last neigend, leicht und tanzend durch die immer noch aufgeregte Fluth.

„Loggen!“ rief der Capitain jetzt und sagte dann zu seinem Steuermann, während er sich der Cajütentreppe wieder zuwandte, „ich will hinunter gehen — sollte aber der Wind stärker werden, so ruft mich; ist's nöthig, nun, so nehmen wir die Obersegel wieder ein, lieb wäre mir's aber, wenn wir sobald als möglich in Madeira sein könnten. Nun — habt gut Acht.“

Zwei Matrosen kamen nach hinten, um zu loggen und der Capitain hatte seinen Fuß schon auf der ersten Stufe, als der Steuermann zufällig den Blick wieder nach Westen warf, in demselben Augenblick aber auch schon schrie:

„Bram- und Vorstengenstagsegel ein! Flieger ein! Ihr Burschen — schnell — seid munter!“

„Hallo!“ rief der Capitain und war mit einem Satz wieder auf dem Verdeck. Aber Keinem blieb mehr Zeit, weder zum Befehlen noch zum Gehorchen, denn im nächsten Augenblick lag das Schiff schon, von den Bramsegeln niedergedrückt, ganz auf der Seite und ein fürchterliches Krachen verkündete den Verlust einer Stenge oder Raae.

Die Leute an Deck konnten sich beim ersten Stoß kaum aufrechterhalten und mußten sich an Wanten und Pardunen festklammern, um nicht über Deck und zwischen die Wasserfässer geschleudert zu werden; der Steuermann sah dabei, zu der Bramstenge aufblickend, wie diese, halbmondartig gebogen, jeden Augenblick abzuspringen drohte. Ehe aber nur auch die geringste Hülfe geleistet werden konnte, war die Bö schon vorüber und, wenn auch noch schwankend und wie von dem plötzlichen, unerwarteten Angriff erschüttert, richtete sich doch das Schiff wieder schwerfällig auf.

„Bugspriet über Lee!“ tönte jetzt der Ruf von vorn herüber und der Steuermann sprang dorthin, um den Schaden zu sehen der angerichtet worden. Die Matrosen hatten indessen die Bramsegel und das Gretchen wieder eingenommen, denn man wußte ja

nicht, ob vielleicht ein zweiter Stoß dem ersten folgen und das Werk der Zerstörung vollenden würde.

Das Bugspriet war dicht am Bug abgebrochen und hing nur noch an wenigen Splittern wie an den Stagen und Tauen, auch hatte es das Vordertheil des Schiffes bedeutend beschädigt und nur fast durch ein Wunder schien das Bild der Amazone der Zerstörung entgangen zu sein, und streckte nach wie vor, ernst und befehlend den Arm über die wogende Fluth aus, ja schien jetzt sogar, da das Bug über ihr weggebrochen war, eine stolzere und erhabenere Stellung angenommen zu haben und so viel drohender den Wellen zu gebieten.

So lange es dunkel war, ließ sich nun nichts weiter thun; man befestigte nur so viel als möglich das losgebrochene Takelwerk außen an der Leeseite des Schiffes, damit es nicht verloren ginge, und der Capitain befahl dem Mann am Rad abzufallen und Süd zu West zu halten, da er jetzt nicht daran denken konnte, mit gebrochenem Bugspriet und verletztem Schiff seine Fahrt fortzusetzen, sondern vorher in irgend einen Hafen einlaufen mußte, den Schaden wieder auszubessern.

Mit Tageslicht begannen aber die Arbeiten und Alles war jetzt geschäftig, theils die Taue zu lösen, theils die abgesplitterten Raaen an Deck zu ziehen und jeden Schaden, so weit sich das nämlich thun ließ, zu ersetzen. Der Clüverbaum wurde dann an die Stelle des Bugspriets hinausgeschoben und so gut es gehen wollte, mit Blöcken und Tauen festgespannt, damit dieser doch wenigstens ein Vorstagsegel halten konnte und ihr nächstes Ziel war jetzt, wie Capitain Barring sagte, Oporto in Portugal, wo es wohl zwei oder drei Tage dauern würde, ehe sie wieder im Stande wären, auszulaufen.

Vor einem scharfen Nordwester trieben sie nun, mit aufgegeitem großen Segel, und alle Marssegel gesetzt, immer aber dem

Wetter noch nicht genug trauend, auch die Bramsegel lösen zu lassen, weiter gen Süden und, da die See verhältnißmäßig ruhig ging, so ließen sich auch die Passagiere bald auf dem Verdeck blicken. Wegmeiers nur fühlten sich noch nicht genesen genug, die Gesellschaft wieder aufzusuchen und Madame Wegmeier meinte: „es schwummelte ihr so vor den Augen, wenn sie das auf- und niedersteigende Wasser sähe."

Jetzt unterhielt man sich auch ruhiger über die gestrigen Unfälle und den plötzlichen Windstoß, der bald ebenfalls für die in dem Boote abwesenden Matrosen so nachtheilige Folgen gehabt hätte.

„Und doch war es unbedingt nöthig," bemerkte der Capitain, „daß wir zu erforschen suchten, nach welcher Himmelsgegend die Strömung lief."

„Wir waren ja aber im offenen Meere," sagte Günther, „die nächsten Flüsse können doch keinen solchen Einfluß darauf ausüben?"

„Nein, allerdings nicht," erwiederte Capitain Barring, „der würde uns dann auch nie, wenn es wirklich der Fall wäre, gefährden, an's Land getrieben zu werden. Um Ihnen dies aber verständlich zu machen, müßte ich der Sache etwas näher auf den Grund gehen und ich weiß nicht —"

„Schießen Sie los," rief der Rittmeister, „wir sind auf einer langen Seereise begriffen, und da werden alle diese Sachen noch manchmal erwähnt und in Betracht gezogen werden müssen, also ist es viel besser, wir erfahren gleich, woran wir sind, als daß wir immer von Strömungen und Gegenströmungen hören und dabei im Dunkeln tappen. Zwar habe ich selbst einige flüchtige Begriffe von der Art und dem Wesen der Meeresströmungen, im Ganzen ist mir aber doch das Meiste darüber ziemlich fremd."

„Gut denn, so erfahren Sie, was ich darüber weiß"

„Im Allgemeinen bewegt sich der Ocean in seiner ganzen Masse und Gewalt von Osten nach Westen, und diese Bewegung mag dann zwischen den Wendekreisen, wo sie Aequinoctialströmung genannt wird, am stärksten sein. Diese macht täglich zwischen zwei bis drei Meilen Fahrt, das heißt, sie strömt so weit.“

„Wo das Meer nun von keinem Lande eingeengt wird, bleibt sich die Schnelligkeit solcher Strömungen ziemlich gleich und es geht dem Meere da ganz wie den Flüssen, dort aber, wo es sich vielleicht gar zwischen Landengen durchdrängen muß, kommt es dem stärksten Flusse gleich. So ist dieser Zug zwischen mehren der westindischen und philippinischen Inseln ungemein heftig. Und dazu bleiben sie sich nicht einmal gleich; so wurde vor wenigen Jahren eine nach Jamaica gekommene englische Corvette durch eine solche Strömung auf eine Sandbank geworfen, und kaum konnte man mit der fürchterlichsten Mühe und Anstrengung das Scheitern verhindern. In sechzehn Stunden hatte sie die Strömung fünfzig Meilen weit fortgerissen, dreimal stärker, als es in irgend einer Seekarte angegeben war. Jene Gegenden sind aber auch besonders wegen heftigen, oft schnell entstehenden und unerklärbaren Seeströmungen berüchtigt. Woher nun diese Aequinoctialströmung entstehe, weiß man allerdings nicht genau. Die wahrscheinlichste Ursache ist die Umdrehung der Erde um ihre eigene Axe, dann die Passatwinde, und selbst Ebbe und Fluth.“

„Also bewegt sich das Meer im Ganzen von Osten nach Westen?“

„Im Ganzen ja, im Einzelnen auch wieder nicht, denn da existiren eine Unmasse von Gegenströmungen; so zum Beispiel wurde im Jahre 1839 eine etwa vierzig Fuß lange und mit kleinen Muscheln bedeckte Föhre vor dem Hafen von Dower vorbeigetrieben und von den Matrosen hineingezogen. Man glaubte allgemein,

daß vom amerikanischen Ufer die Fluthwellen sie bis nach England gejagt hätten. So erhalten auch die Nordländer in den, zwischen Europa und Amerika gelegenen Eismeeren, ihren Holzbedarf ganz von Amerika, den ihnen die Strömung zuführt und der, wie man glaubt, größtentheils aus dem Mississippi stammt."

„Eine Masse Holz wird besonders in Island an die Küsten getrieben, das soll aber großentheils aus dem weißen Meere kommen, wo es durch die im Frühjahre aufthauenden Flüsse hinausgeschwemmt wird. Aber nicht allein Holzarten der europäischen Gewässer, sondern sogar Acajoublöcke hat man im Eismeere gefunden, die doch sonst eigentlich nicht schwimmen. Durch unzählige Bohrwürmer aber durchfressen und leichter gemacht, hatte selbst dieses harte und schwere Holz der Tropenländer seinen Weg in die eisigen Regionen des Nordens gefunden."

„Dahingegen sah Hermann Schomburg, der bekannte deutsche Reisende, auf der Nordseite der westindischen Insel Anegada viele Korkholzstücke und erfuhr, daß sie das Meer seit mehren Jahren in großer Anzahl dorthintrieb. Der Korkholzbaum wächst aber im südlichen Europa und in Afrika, und dies Holz kam wahrscheinlich von den afrikanischen oder portugiesischen und spanischen Küsten, während die dort vorherrschende südöstliche Strömung es in den Bereich der großen Westströmung getrieben und den karaibischen Inseln zugeführt hatte."

„Auch in unserer See, in der Nordsee kreuzen sich diese Strömungen; so wurde vor mehren Jahren ein Boot unweit des Vorgebirges Kinnaird, an der nordöstlichen Küste von Schottland losgerissen und vier Monate später an der Mündung der Eider wieder aufgefangen. Das legte in etwas über 100 Tagen 390 Meilen zurück; der Wind mag dabei freilich geholfen haben. Sonderbarer

Weise aber ist früher einmal eine Boye*) gerade von der Eider weg in ganz entgegengesetzter Richtung nach Edinburg zu getrieben.

„Das aus Europa und Amerika dem Eismeer zugeschwemmte Holz erreicht dieses im besten Zustand, wird aber dann von dem scharfen Eis ganz zerschnitten und zerhackt und bös zugerichtet, ist jedoch zur Feuerung (natürlich vorher erst ordentlich getrocknet) ganz ausgezeichnet und die Einwohner sammeln es auch sorgfältig genug.“

„Von den übrigen Strömungen ist der Golfstrom der wichtigste und bekannteste. Dieser entsteht unbedingt durch den Andrang des atlantischen Meeres an die amerikanische Ostküste und das Wasser drängt sich von dem dortigen Continent auf der nördlichen Halbkugel nördlich, auf der südlichen dagegen auch wieder südlich hin. Durch diesen nördlich fließenden Golfstrom wird nun auch jenes Holz den nördlichen Küsten zugeführt, denn der Hauptstrom geht bis an die Südspitze von Newfoundland hinauf, und zweigt von dort aus in vielen anderen Armen, selbst bis zur norwegischen Küste aus. Ein Arm geht aber nach den Azoren, an diesen vorüber bis zu den Kanariden und dann südlich an der Küste von Afrika hinunter bis Guinea. Den denk' ich denn auch zu benutzen, sobald ich nur erst einmal die canarischen Inseln erreicht und meine Geschäfte dort beendigt habe. Es thut mir nur leid, Ihre Reise jetzt um so viel länger verzögert zu sehen.“

„Lieber Capitain,“ entgegnete ihm Bodmer, „wir Alle wußten ja im Voraus, daß Sie nicht direct nach dem Kap segeln würden, und wenn uns das nicht recht war, hätten wir ja nicht mitzugehen brauchen. Es ist uns aber, mir wenigstens und dem

*) Boyen sind leichte und hohle Fässer oder verpichte Gefäße, die entweder an einen Anker befestigt werden, oder selbst in der Tiefe ankern und auf der Oberfläche der Strömung schwimmen, das Fahrwasser anzugeben.

Rittmeister, gerade sehr lieb, denn die Seeluft thut erstlich dem ganzen Körper wohl und stärkt und kräftigt, und dann bekommen wir ja auch Theile der Erde dadurch zu sehen, die wir sonst nimmermehr kennen gelernt hätten. War das aber Alles, was Sie uns von den Strömungen sagen wollten?"

„Das gerade nicht; der Golfstrom allein bietet noch manches Interessante dar; zum Beispiel die so sehr warme Temperatur seines Wassers, die er auch auf seinem Wege gen Norden beibehält und nur langsam und allmälig verliert. Von Humboldt fand, daß unter dem 41. Breitengrade die Wärme des Stromes 72 — außer demselben aber kaum 63 Grad Fahrenheit betrug. Selbst über der großen Bank war er noch 70 Grad erwärmt, obschon das Wasser über der Bank bis 50 Grad zeigte. Der Strom selbst hat herrlich tiefblaues, wundervolles Wasser und es zeichnet sich nicht allein durch seinen größeren Salzgehalt, als auch durch die Mannigfaltigkeit der vielen vom Ufer abgerissenen, oder auch auf der Oberfläche des Wassers fortgedeihenden Pflanzen aus, die das Meer oft einer Wiese gleich machen. Dabei führt er nach den fernen Küsten der östlich gelegenen Länder allerlei fremdartige Gegenstände von anderen Zonen, und bekannt ist es, daß ja eben solche aufgefundene Sachen, geschnitzte Ruder und wunderlich gearbeitetes Holz Columbus endlich überzeugten, daß es ein Festland im Westen geben müsse."

„Noch außer diesem sind bedeutende Ströme: wie der in der Straße von Gibraltar, nach Osten; dann soll es in der Meerenge Magellans zwei verschiedene und einander entgegengesetzte Strömungen geben. Ferner fluthet das stille Meer an den Küsten von Peru hinauf gen Norden. Von der Insel Madagascar geht eine, von Nordost nach Südwest, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung hinunter. In der Nähe von Sumatra geht eine andere von

Süden nach Norden, dann zwischen den philippinischen Inseln und Japan nach Norden."

„Andere Ströme richten sich nach den Jahreszeiten und es gehört nicht zur geringsten Kunst des Seemannes, sie alle zu kennen und zu benutzen. Schwer ist es aber auf offener See, wo man keinen Ankergrund findet, das heraus zu bekommen, denn in einem Flusse, wo man an beiden Seiten das Ufer sieht, läßt sich's allerdings leicht genug bestimmen, wie schnell man geht und nach welcher Richtung. Daher sucht der Seemann, wenn er besonders während Windstille in der Nähe einer Küste ist, durch solche Mittel, wie wir eins versucht haben, heraus zu bekommen, erstens: nach welcher Richtung die Strömung, und zweitens wie schnell sie geht. Das erstere zeigt das Schiff selbst an, das sich nun vom Boot entfernt, das zweite das ausgeworfene Log. Diese Methode kann jedoch nichts weniger als genau sein, und die Strömung ist stets viel bedeutender, als sie das Log angiebt."

„Aber wie fürchterlich schnell kam jener Sturm," sagte Günther — „vom ruhigsten Wind wuchs er ja in wenigen Secunden fast zum Orkan, und ließ auch fast eben so schnell wieder nach. Woher entstehen nur diese fürchterlichen Stürme?"

„Das weiß nur Gott," sagte der Capitain — „wir Seeleute bekümmern uns auch nicht groß darum wo sie herkommen, sondern suchen ihnen nur dann, wenn sie da sind, zu begegnen, und dabei haben wir gewöhnlich alle Hände so voll zu thun, daß wir die Bö selten oder nie nach ihrem Paß fragen."

„Aber wenn sie vorbei ist, können Sie doch daran denken?" lachte der alte Bodmer.

„Bitte um Verzeihung, auch dann nicht einmal. Sehen Sie nur wie meine arme Amazone vorne aussieht — wie eine wackere Dame, der der Hut in's Gesicht gedrückt ist. Bleibt uns da Zeit zum Nachdenken? wenig genug. Jetzt müssen Taue ge-

splißt, Stengen heruntergenommen und nachgesehen und Segel ausgebessert werden, und ist das Alles vorüber, so ist der Sturm entweder so lange vorbei, daß wir ihn längst vergessen haben, oder es wartet schon wieder ein anderer vor der Thüre. Da heißt's denn: Bramsegel aus oder ein! — und man verdirbt sich die schöne Zeit nicht mit Philosophiren."

„Woher die Stürme entstehen," nahm Herr Kaffalt das Wort, „möchte sehr schwierig sein, bestimmt behaupten zu wollen; übrigens scheinen sie keineswegs dem Zufall zu entspringen und in toller Willkür von einem Platz zum anderen zu rasen, sondern angestellten Beobachtungen zufolge beschreiben sie im atlantischen Ocean, wie ein ungeheurer Wirbelwind, fast den nämlichen Umkreis den der Golfstrom macht. Sie wenden sich erst nördlich, und halten sich dann in einer nordöstlichen Richtung hinüber, später dagegen wieder nach Südosten hinunterstrebend."

„Innerhalb der Tropenkreise erregten die regelmäßigen Passatwinde und Monsons, besonders im indischen Ocean, die Aufmerksamkeit der Seefahrer zuerst."

„Schon Benjamin Franklin hatte angefangen, den Sturm und seinen Gang zu beobachten, worauf er zuerst durch eine Mondfinsterniß gebracht wurde, die zu beobachten er durch ein Unwetter verhindert wurde, während er doch erfuhr, daß derselbe Nordoststurm in Boston einige Stunden später als in Philadelphia eingetroffen sei und — was ihm dabei als das Merkwürdigste erschien — einen Cours von Südwesten nach Nordwesten genommen und dennoch dabei aus Nordosten geblasen hatte. Der Amerikaner Redfield stellte später nach Franklins Tode verschiedene Beobachtungen an, wobei ihm die Schiffs- oder Logbücher treffliche Dienste leisteten; ein Handelsschiff notirt nämlich die Witterung alle zwei Stunden, ein Kriegsschiff dagegen jede Stunde, wobei es ihm also ungemein erleichtert wurde, daß er über ein und denselben Sturm verschie-

dene Nachrichten von verschiedenen Schiffen, die sich alle zu der Zeit theils mehr nördlich, südlich, östlich oder westlich befunden hatten, einholen konnte. Alle die nun, die damals Stürme beobachteten, erstaunten über die Regelmäßigkeit mit der sie sich dem Nordpol, und zwar immer in der bestimmten Richtung zuwandten, nämlich von Ost nach Nord, dann West, Süd und wieder Osten. Wahrscheinlich ist es dabei, wie mit dem Golfstrom im Süden, der dort ebenfalls eine, seiner nördlichen Bahn gerade entgegengesetzte Strömung hat, nur daß man bei den Stürmen nicht die nöthigen Beobachtungen anstellen konnte.

Ein anderer Amerikaner, ein Mr. Espey, hat nun auch später noch eine andere Theorie aufstellen wollen, daß die Winde nämlich im Augenblick des Sturmes sämmtlich nach dem Mittelpunkt desselben blasen; hiergegen sind aber manche Andere aufgetreten und Reid's Ideen hatten gar Vieles für sich. So fand seine Ansicht eine ziemlich deutliche Bestätigung in dem furchtbaren Sturm, den die ostindische, von zwei englischen Kriegsschiffen begleitete Flotte im Jahre 1809 erfuhr, während zu gleicher Zeit vier englische Linienschiffe vom Kap der guten Hoffnung ausfuhren, um in der Nähe von Mauritius zu kreuzen. Einige derselben geriethen Tage lang in den Sturm, einige legten bei, und kamen fast augenblicklich außerhalb desselben, während andere eine falsche Richtung nahmen, mitten hineingeriethen und untergingen. Noch andere, welche mitten durch den ruhigen Raum segelten und denselben Sturm auf verschiedenen Punkten seines Laufes trafen, sprachen von zwei Stürmen, weil sie den Wind in entgegengesetzten Richtungen getroffen hatten. Noch andere segelten unangefochten innerhalb des Sturmes selbst, während dieser auf allen Seiten um sie her wüthete.

Daß sich nichts ganz Bestimmtes über den Wind, dessen Entstehen uns selbst noch ein Räthsel ist, sagen läßt, wird Jeder einsehen, aber ich zweifle nicht, daß wir, wenn auch erst nach jahre-

langen Beobachtungen, die Strömuugen der Luft eben so genau werden messen und berechnen können, wie jetzt die Strömungen des Meeres. Jedes Jahr bringt ja neue Erfindungen, von denen sich das vorige nichts träumen ließ, und unsere Vorfahren würden sicherlich einen Mann als, mit dem Teufel im Bunde stehenden Hexenmeister verbrannt haben, hätte er ihnen eine Dampfmaschine, oder gar einen elektrischen Telegraphen errichtet.

„Hörst Du's?" sagte Bleede, der holländische Matrose, der mit einem Kameraden im Besansmarsen beschäftigt war — „hörst Du's? der spricht auch vom Teufel da unten, und meinen Hals will ich verwetten, der Böse hatte seine Hand gestern mit im Spiel. — Mich wundert's freilich, daß der Steuermann noch lebt, wenn aber nur die spanischen Matrosen da unten reden könnten" —

„Was hast Du denn immer mit Deinen spanischen Matrosen?" sagte der Andere neugierig — „redest in einem fort von den spanischen Galeoten, die da unten Wacht halten sollen. — Was ist denn das für Unsinn — so lauf einmal vom Stapel mit dem Kram."

„Unsinn?" sagte der Andere, sich dabei umsehend, als ob er befürchte, es höre ihn Jemand — „Unsinn? wenn Du's wüßtest wie Alles ist, Du würdest nicht von Unsinn reden — aber ich will Dir sagen wie es zusammenhängt. Siehst Du — von der großen Silberflotte hast Du doch gehört, die vor mehren hundert Jahren, unser Capitain sagt 1588, von dem spanischen König gegen die Engländer ausgerüstet wurde, um London zu erobern. Das wäre ihnen auch geglückt, denn sie hatten eine ungeheure Macht — wohl 130 Schiffe mit vielen tausend Matrosen, Soldaten, Sklaven und Kanonen, wenn nicht Einer der Admirale so ein gottloser, nichtswürdiger Mann gewesen wäre. Er soll sogar einen Bund mit dem Gottseibeiuns gehabt haben. Der verschwur sich hoch und theuer, er wolle nicht selig werden, wenn er nicht London noch in derselben Woche stürmen und in Brand stecken

könne, und das hörten die Wassergeister.“ Bleede sah sich dabei wieder ängstlich in seinem Marsen um, ob ihn nicht vielleicht einer der erwähnten Geister ebenfalls belausche.

„Nun fing das Meer an zu kochen und zu gähren, Windgeister mußten dazu blasen; nachher kamen die Engländer auf ihren leichten Schiffen herbeigefahren und schossen glühende Kugeln auf die hohen Verdecke der schwer zu regierenden Fahrzeuge, mit denen nun auch noch die Feuergeister in die ihrem Geschick verfallene Flotte drangen, da war dann freilich alle Hülfe vergebens. Ueber siebenzig Schiffe gingen unter, und von allen zuerst das stattliche Admiralsschiff, worauf sich jener Gotteslästerer befand. Zur Strafe, solche Reden geführt zu haben, hält der aber nun in diesen Gewässern Wacht, und wenn ein Capitain oder Steuermann böse und das Heilige verhöhnende Reden führt, dann schickt er seine Gehülfen und läßt sich gewöhnlich das ganze Schiff, manchmal aber auch nur die eine Person herunter holen. Ja man hat schon Beispiele gehabt, daß die, die er ausschickte, ihre Botschaft nicht recht erfüllten und einen Falschen griffen, daß also ein Unschuldiger für solchen Frevel büßen mußte. Du siehst, welches Unglück nun für eine ganze Mannschaft daraus entstehen kann, wenn es solche Vorgesetzte hat. Gebe nur Gott“ — setzte er dann leise flüsternd hinzu — „daß ihn der Teufel allein holt.“

Der andere Matrose, ein Deutscher, hatte zwar anfangs mit ungläubigem Kopfschütteln der Sage zugehört, gegen das Ende derselben lagerte sich aber doch ein ganz bedenklicher Ausdruck auf seine Züge und er gebrauchte von nun an eifriger Splitzeisen und Messer, die getrennten oder beschädigten Taue wieder auszubessern und herzustellen.

4.

Portugal und Oporto.

Die Amazone setzte indessen mit ziemlich günstigem Winde und so gut es ihr verkrüppelter Zustand erlauben wollte, die Fahrt gen Süden fort, und kam den zweiten Morgen auf die Höhe von Oporto. Zwar hätte Capitain Barring vielleicht viel eher den Hafen Vigo in Valenzia oder wenigstens Vianna am Lima erreichen können, da er aber doch einmal an dieser Küste ein paar Tage verweilen mußte, so zog er Oporto vor, wo er noch überdieß alte Bekannte zu finden hoffte.

Das Wetter war jetzt herrlich — der tiefblaue klare Himmel spannte sich rein und glänzend über ihnen aus, und nur ein leiser Windhauch trieb sie über die sanftwogende Fluth ihrem Ziele entgegen. Die Passagiere hatten sich sämmtlich auf dem Verdeck wieder eingefunden, selbst Madame Wegmeier schien sich von der Seekrankheit losgesagt zu haben, und Alle staunten nun das nicht ferne, waldige Hügelland an, das sich an der Larbordseite in langen Streifen ausdehnte, Ein eigener Zauber liegt ja auch stets über einem Küstenstrich, den der Reisende, und sei es auch erst nach kurzer Fahrt, vom Verdeck eines Schiffes aus betrachtet; noch dazu wenn dieser Landstreifen mit Waldung und vielleicht mit dünn zerstreuten menschlichen Wohnungen bedeckt ist. Das dunkele Laub, da er den Boden nicht kennt, dem es entsprossen, scheint wunder-

liche und abenteuerliche Geheimnisse zu decken, und wie aus einem Feenmärchen entnommen, schimmern und glänzen die freundlich wohnlichen Dächer der vereinzelten Landhäuser daraus empor.

Schon sahen die Reisenden vom Verdeck aus den weißen Obelisken, der die Stelle bezeichnet, wo Dom Pedro mit seinen tapferen Kriegern landete, um das Land von der Tyrannei seines Bruders, Dom Miguel, zu befreien, und nach weniger Stunden Fahrt, an dem fichtenbedeckten Gestade hin, erblickten sie den hellen Leuchtthurm Nossa Senhora da Luz (unserer Frau vom Lichte) der auf einer Anhöhe am nördlichen Ufer der Mündung des Douro oder Duero, unfern der Stadt St. Johns steht.

Die Amazone lief nun in die Mündung des Duero ein und sollte hier ihre nöthigen Reparaturen vornehmen, den Passagieren wurde es aber freigestellt, ob sie so lange an Bord bleiben oder die ihnen freigegebene Zeit in Oporto und dessen Umgegend zubringen wollten. Natürlich war Jeder derselben gern bereit das Land zu betreten, da noch überdieß das letzte stürmische Wetter schon hinreichend gewesen war, ihnen das Salzwasser auf kurze Zeit zu verleiden. Sämmtliche Passagiere ließen sich daher durch die kleine Schiffsjolle an's Ufer setzen, und der größte Theil schiffte sich hier wieder in einer Art Gondel ein, die zu dem Dienst auf dem Flusse gewöhnlich benutzt werden.

Es sind dieß eigenthümlich lange Fahrzeuge, im Hintertheil niedrig und platt und mit weit vorstehendem und hochgebautem, oft verziertem Bug. Der Boden ist ohne Kiel, was schon deshalb sein muß, damit sie, in dem oft sehr niedrigen Wasser über die seichten Sandbänke hinpassiren können. Beim Rudern stehn die Bootsleute mit dem Gesicht nach dem Bug gekehrt, und durch ein breites Steuer lenkt der hinten Stehende den Lauf des Kahns. Das Dach ist ziemlich flach, grün bemalt und mit Vorhängen versehen.

An Passagieren können diese Gondeln etwa zehn bis zwölfe

aufnehmen, die sich auf, an den Seiten hinlaufenden Bänken, einander gegenüber sitzen; an einem rohen, leichten Mast führen sie dabei ein, ihren Bedürfnissen zwar entsprechendes, aber sehr unbeholfen aussehendes Sprietsegel, was oben breit und unten schmal ist, damit es ein einzelner Mann bei plötzlichem Wind augenblicklich einnehmen kann. Dies sind die sogenannten Taldo=Boote und Oporto allerdings eigenthümlich. Ein solches Boot nahm denn auch sämmtliche Passagiere der Amazone, Herrn Kaffalt ausgenommen, auf und landete sie nach einer etwa dreiviertelstündigen Fahrt an der Alfandega — am Kai des Zollhauses. Der oben genaunte Herr hatte es vorgezogen zu Fuß, in einer den Felsen abgewonnenen Allee, am Ufer hin in die Stadt zu gehen.

Günther sah jetzt mit neugierigen Blicken nach der ihm fremden Häusermasse hinüber, die auf steilen, unzugänglichen Klippen zu ruhen schien, der Rittmeister bedeutete ihn aber, daß jene Schlucht an beiden Seiten nur scheinbar sei, und die Stadt selbst auf der Nordseite des Duero liege, während das große Serra=Kloster und die Stadt Villa Nova, mit ihren berühmten Weinlagern das südliche Ufer einnehmen.

„Wie eigenthümlich sticht dort jener hohe, wunderlich verzierte Thurm gegen diese weiße Häuserreihe hier an der Mündung ab" — rief Günther, „beide scheinen gar nicht von ein und demselben Volke errichtet zu sein."

„Sie meinen jenen kegelförmigen, arabeskenartig verzierten Thurm? das ist der Torre dos Clerigos und fällt mit der Kirche von Nossa Senhorra da Lapa durch seine glänzend weiße Fronte dem Ankommenden gleich von Anfang an in die Augen."

„So bilden also diese Häuser hier an der Mündung vielleicht die Vorstadt zu Oporto?"

„Wenn sie es so nennen wollen, ja. Es ist die Fischer=, Bade= und Lootsenstadt St. Johns und jene niederen Kastelle, die

den Eingang des Flusses auf der rechten Seite beherrschen, nebst jenem Leuchtthurm gehören, mit der daraus hervorragenden Kirche ebenfalls dazu.

Nördlich von jenem Leuchtthurm, auf dem dahinterliegenden Hügel, stand damals, als Dom Pedro's Macht den Leuchtthurm genommen und besetzt hatte, eine miguelistische Batterie und die Heere unterhielten in diesen beengten Stellungen mehre Monate ein lebhaftes Feuern. Unterdessen versuchte Dom Pedro seine mit Provisionen belasteten Boote zu landen und beide Parteien hatten deshalb nach dem Ufer hinunter bedeckte Wege angelegt, die eine, um die Landung zu verhindern, die andere, sie zu decken."

„Waren Sie zu jener Zeit hier?"

„Allerdings, und sogar thätig genug dabei betheiligt, doch davon später; jetzt wollen wir uns mit der so schönen, und Ihnen sicherlich neuen Gegenwart beschäftigen."

„Ha — was ist das für ein sonderbar gestaltetes Boot mit dem dünnen, schwankenden Mast und dem ungeheuer breiten Segel?"

„Es sind die sogenannten Catrajen; die wackeren Leute darauf, mit den blauen Jacken und weißen Beinkleidern und den flatternden rothen Mützen sind portugiesische Fischer, und arbeiten sich nun mit fröhlichem Ruderschlag in die Stadt hinauf, von dort her den verdienten Erlös für ihre Beute zu holen. Auch die Lootsen-Catrajen sind diesen ähnlich eingerichtet, nur gewöhnlich kleiner. Alle aber führen an der gewaltig langen Raae das große Segel und sind vorn und hinten spitz, mit einem breitmächtigen Steuer, wie an einer holländischen Galeote. Diese Fischerkähne sind auch nur zum praktischen Gebrauch und machen mit ihren einfach dunkel getheerten Außenseiten keinen Anspruch auf weitere Schönheit, wo hingegen die Lootsenkähne nicht selten bunt bemalt und mit farbigen Wimpeln versehen, ihrem südlichen Vaterlande schon mehr entsprechen.

Doch wir betreten jetzt Oporto und wollen uns vor allen Dingen die Stadt vom Fluß aus ein wenig betrachten.*)

Hier tritt zuerst der erzbischöfliche Palast hervor, ein großes viereckiges Steingebäude mit vielen Fenstern, das auf einem Berge inmitten des ältesten Theils von Oporto steht. Ihm zunächst sehen wir die Kathedrale, deren Thürme über die umliegenden Häuser emporragen, und wieder hinter dieser, über all den anderen kleinen Thürmchen und Giebeln hinweg den gewaltigen kegelförmigen und mit maurischem Bilderwerk verzierten Thurm Dos Clerigos. Das dort gen Osten ist die erst neuerdings hergestellte Kettenbrücke, welche die beiden Ufer des Duero mit einander verbindet, und unmittelbar darüber steht einer der alten Stadtmauerthürme, später in ein Sommerhaus für die Nonnen von Santa Clara umgewandelt, deren Kloster nicht weit davon einen reichen Abhang krönt.

An der Südseite des Flusses, auf dem Gipfel einer hohen Klippe, liegt das zwar jetzt verfallene, früher aber reiche und mächtige Serra-Kloster, mit seiner hohen, runden Kirche und seinem Kuppeldach. Unter ihm dehnt sich auf derselben Uferseite die Stadt Villa Nova da Gaia am Flusse hin aus, und die reichen Weinhändler aus Oporto haben hier ihre größten Niederlagen.

Wir wollen jetzt landen und die Stadt durchwandern; unseren Fuß setzen wir aber zuerst an dem schönen Zollhaus-Kai, wo Fahrzeuge von zweihundert Tonnen ihre Ladung ausschiffen können, auf portugiesischen Boden. Uns nun durch Waarenballen, Kisten und Fässern hinwindend, ersteigen wir einen kleinen, steilen Hügel und treten hier, während wir das Zollgebäude — das eigentlich kaum den Namen eines Gebäudes verdient — zur Rechten lassen, in die Rua Nova dos Ingleses — die neue Straße der Engländer. Die breiteste, wenn auch nicht längste Straße der Stadt, zählt sie einige

---

*) William Kingston.

schöne Häuser, und unter diesen als bestes die englische Faktorei. Hoch über ihr schaut von einem Ende der bischöfliche Palast auf sie herab, und auf dem anderen steht eine Gruppe von Kirchen. Hier halten die Kaufleute ihre geschäftlichen Versammlungen — eine Börse ist jetzt im Bau. In der Rua Nova und ihrer Nachbarschaft befinden sich auch die Geschäftslokale der Kaufleute, diese wohnen aber dagegen meistens in den höher liegenden Theilen der Stadt, oder auf dem Land. Zwar ist nun Oporto nicht architektonisch schön gebaut, und einen wunderlichen Anblick gewährt das besonders, daß in sehr vielen Straßen, nach einer Anordnung des Marquis von Pombal, die einander gegenüberliegenden Häuser sich vollkommen gleich errichtet werden mußten, doch macht es im Ganzen, wenn man gerade landet, einen recht guten Eindruck, denn die Häuser sind hoch und mit prächtig bemalten und vergoldeten Balkonen verziert. Vorzüglich tragen auch die hie und da angebrachten Springbrunnen ungemein viel dazu bei, der Stadt einen freundlichen, behaglichen Anstrich zu verleihen. Diese sind meistens an Mauern und unter Bögen im Maurischen Geschmack erbaut, und fast sämmtlich mit irgend einem Bildwerk verziert.

Die Stadt hat sieben bis acht freie Plätze und wir wollen unsere Reisenden über einen derselben hin, über die Praça Corduaria oder den Seilerplatz begleiten, wo sie kaum stehen blieben, um sich die schönen, freilich unregelmäßig umhergestreuten und ihn einschließenden Gebäude zu betrachten, als sie durch ein Getümmel aufmerksam gemacht wurden, das von dem nicht fernen Carmo hertönte. Dort wurde, wie ihnen der Rittmeister sagte, gewöhnlich Getreidemarkt gehalten und da angelangt, fanden sie auch überall die Fruchtwägen aufgestellt. Anstatt aber daß die Verkäufer wie sonst ruhig vor ihren Holzmulden sitzen sollten, in welchen sie die Getreideproben ausgebreitet und zur Ansicht daliegen haben, so drängte und tobte jetzt Alles wild durch einander, und es dauerte

einige Zeit bis der Rittmeister, der portugiesisch sprach, verstehen konnte, um was es sich eigentlich handele. Einer der Getreideverkäufer nämlich, und wie besonders betont wurde, ein Spanier, hatte sich erlaubt besseres Getreide in seiner Mulde aufzustellen, als er wirklich führte und als man ihn zur Rechenschaft ziehen und vielleicht gleich an Ort und Stelle bestrafen wollte, sein langes Messer gezogen, sich zu vertheidigen. Da diese Handlung aber nicht Sache eines Einzelnen war, denn durch die Uebervortheilung des Publikums fühlte sich die Gesammtmasse der Getreidehändler beleidigt, so warf sich Alles auf ihn, und trotz seinen, mit nichts weniger als Ungeschicklichkeit geführten Messerstößen, die nur hier keine tödtlichen Folgen hatten, da fast Jeder mit einem Messer umzugehen, die Waffe also auch zu pariren wußte, sah sich der Betrüger überwunden, niedergeworfen, gefesselt und der Municipalgarde, die endlich durch den Lärm herbeigerufen war, übergeben.

Die Menge drängte sich eben die Cedofeita, eine der längsten Straßen Oportos hinunter, und die Reisenden wollten ihre Wanderung durch die Stadt fortsetzen, jetzt aber in zwei verschiedenen Abtheilungen und zwar der Rittmeister mit Bodmers, während die Wegmeier'sche Familie einen zweiten Caravanenzug bildete, als von dieser plötzlich, die sich kaum hundert Schritt entfernt haben konnte, ein fast nicht geringerer Lärm erschall, als von den Kornhändlern früher. Unsere Freunde eilten schnell zu ihnen zurück und fanden sie in der fürchterlichsten Aufregung. — Jonas fehlte, aber aus der Ferne — von dort her, wo die Bajonette der Municipalgarde blitzten, tönte sein Hülferuf, und Madame Wegmeier mit zurückgeschobenem Hut und flatternden Locken wollte schon eben, in stolzer Nichtachtung des ganzen gaffenden und feirenden Pöbelhaufens, nachstürmen, den unglücklichen Sohn ihrer Seele zu befreien, als dieser, wenn auch ohne Mütze und linken Rockärmel,

aber doch sonst noch in vollkommen gesunden und unverletzten Zustand, wieder erschien.

Der Rittmeister, der dem Aufsehen zu entgehen wünschte, das durch des jungen Wegmeiers Geschrei erregt war, nahm nun Herrn Bodmer unter den Arm, winkte Günther und Oskar ihm zu folgen und schlug sich mit diesen durch eine Seitenstraße.

Da sie übrigens erst am nächsten Abend wieder an Bord der Amazone zu sein brauchten, so nahmen sie sich vor, den einmal betretenen Ort auch so viel als möglich kennen zu lernen, und durch Herrn Kaffalts Hülfe, den sie später am Ufer des Flusses wieder trafen und der ihnen einen jungen, ihm bekannten portugiesischen Kaufmann zuführte, erfuhren und sahen sie etwa Folgendes darüber.

Oporto oder Porto liegt eine Weg-Stunde vom Ufer des Meeres entfernt, am Duero oder Douro. Jetzt nennt sich die Stadt das „heldenmüthige und nie besiegte" und wenn sie auch den ersten Titel durch ihre tapfere Vertheidigung gegen Dom Miguels Schaaren verdient hat, so sollte sie lieber das nie besiegte weglassen, die Zeiten sind noch nicht so lang verflossen als daß man sie schon hätte vergessen sollen, wo Frankreichs Krieger dort in allem Uebermuth eines siegreichen Heeres herrschten, bis England ihnen durch den tapferen Herzog von Wellington Hülfe sandte. Doch wie dem auch sei — Oporto's Bewohner haben unter Braganza's Führung gezeigt, daß sie Männer waren und sie verdienen, wenn auch nicht das Beiwort der nie Besiegten, doch sicher das der „Heldenmüthigen."

Oporto zählt etwa 80,000 Einwohner und erstreckt sich, mit bis dicht an den Fluß gebauten Häusern, wohl eine halbe Stunde von dessen Ufern fort, eine gleiche Strecke den Strom hinauf. Es war ehemals mit einer nicht durch Kitt verbundenen Mauer von Quadersteinen umgeben, die man großentheils für das Werk der

Mauren hielt, aber sie stammt aus späterer Zeit und scheint nur jene alte Bauart nachgeahmt zu haben. Wenn aber auch noch in gutem Zustand, so hat sich die Stadt doch nicht mehr durch diese Einschränkung beengen lassen, sondern ihre Grenzen weit über diese frühere Schutzwehr gegen feindliche Angriffe ausgedehnt. Der am Flusse hinlaufende Theil dieser Mauer, der zu gleicher Zeit den nördlichen Theil einer langen Straße bildet, indem mit ihr parallel die Häuser gebaut sind, ist noch vollkommen erhalten und am westlichen Ende von einem Thurm gedeckt. Vom Flusse aus steigt sie dann mit einer zugespitzten Brustwehr versehen, und noch durch den zu ihren Füßen gähnenden Abhang geschützt, zu den Bergen auf. Die Bauart der Häuser ist sehr verschieden — ein Theil hat Aehnlichkeit mit den normännischen Städten, andere, aus massiven Steinen errichtete Gebäude, gleichen den soliden Werken aus Edinburgs Altstadt, und einige nicht allein an Größe, sondern auch an Zierlichkeit und geschmackvoller Ausstattung, italienischen Palästen. Die neueren Bauten, nach rein portugiesischem Geschmack zeichnen sich dadurch nicht besonders aus, denn so manche gute Eigenschaften man den Portugiesen auch zugestehen muß — Architekten sind sie nicht.

Die beiden Ufer des Duero verbindet eine, von einem französischen Ingenieur errichtete Hängebrücke, die, freilich in einer für die Passage nicht ganz günstigen Lage, dort errichtet wurde, wo der Strom am schmälsten war und die Felsen an beiden Ufern zu Pfeilerträgern benutzt werden konnten.

Oporto's Vorstädte drängen nach Nord und Ost hinaus, da nach dieser Richtung hin die bedeutendsten Straßen führen.

In Vergleich zu den meisten anderen Städten der Halbinsel kann man Oporto's Straßen mit Recht hell, reinlich und luftig nennen, davon sind jedoch die älteren, den Mauern zunächst liegenden und die, die sich an den Hügel schließen, ausgenommen.

Dennoch aber verdienen gerade diese letzteren den Besuch jedes Fremden, der an alterthümlichen Forschungen Geschmack findet, da sie, wenn auch finster und winkelig, doch an ihren hohen von der Zeit geschwärzten Häusern viele in schön behauenem Stein gearbeitete und merkwürdige Proben jener Bilderarbeit liefern, mit denen unsere Vorfahren ihre Wohnungen schmückten.

Einen vorzüglichen Reiz gewähren in Oporto und wohl in den meisten portugiesischen und spanischen Städten die, mit verschieden Reihen hervortretender Balkone gezierten, hohen Häuser, besonders wenn sie bei vielleicht vorbeiwandernder Procession von bunt und fröhlich geschmückten Mädchen- und Frauenschaaren bedeckt sind. Es giebt in Oporto wenig Häuser ohne Balkone, und sie ruhen meist auf Stützen oder Säulen von ausgehauenen Steinen und sind mit bemalten und vergoldeten Geländern und Balustraden eingefaßt.

So viel über die Stadt selbst; jetzt wollen wir uns aber auch noch einmal zum Volk wenden und das betrachten, und hier sieht sich der Reisende gewöhnlich in neuerer Zeit getäuscht. Nach alten Bildern und Büchern nämlich glaubt er in einem anderen Lande auch eine andere Tracht zu finden — das portugiesische Nationalcostüm schwebt ihm vor Augen, die spanische Mantille der Sennoras, das Federbarett der stolzen stattlichen Herren mit den spitzen Knebelbärten und den langen Namen; aber wie sehr sieht er sich im Irrthum — die französische Tracht hat sich auch hierher Bahn gebrochen. Hier ist es also fast ebenso gegangen, wie in den meisten Ländern, die Frankreichs tapfere Schaaren besiegten, aber nicht zu behaupten vermochten. Selbst Rußland konnte sich durch seinen strengen Winter nicht gegen die Haarkünstler und Modehändler Frankreichs schützen; den gewaltsamen Angriff schlug man zurück, aber leise und vorsichtig fraß sich wie ein Holzwurm, das „à la française“ Bahn, und Tanzlehrer und Sprachmeister pflanzten die dreifarbige Fahne

wieder auf die Wälle der eroberten Städte, die von den Generälen und Marschällen nicht länger behauptet werden konnten. Selbst die Mantille ist ganz und gar verschwunden; einzelne Damen verhüllen sich nur dann noch, wenn sie zur Kirche gehen oder aus der Kirche kommen. Das ist das Schicksal unseres Lebens, die Poesie, das Romantische muß überall der nüchternen Wirklichkeit Platz machen, und wie lange wird es dauern, so zählt man auch in unserem alten Vaterlande anstatt wie früher nach Rittern und Knappen und Reisigen, jetzt nach Bahndirektoren und Eisenbahnarbeitern.

Bei den niedern Klassen, wo es immer schwerer hält eine Volkstracht, oder überhaupt etwas alt Hervorgebrachtes, auszurotten, hat sich denn auch noch die portugiesische Tracht so ziemlich in ihrer alten Form erhalten. Die merkwürdigste Volksklasse aber, nicht allein in Oporto, sondern auch in den meisten größern portugiesischen Städten sind die Gallegos — Arbeiter aus der nördlich von Portugal liegenden spanischen Provinz Gallizien. Tausende von ihnen verrichten durch das ganze Land häusliche Dienste, während andere als Last- und Wasserträger, als Aufwärter ꝛc. ꝛc., ihren Lebensunterhalt zu gewinnen suchen. Die Lastträger haben Zeichen am Arm und sind ehrliche und arbeitsame Leute, das Wort Träger und Gallego ist aber auch so in einander verschmolzen, daß man die beiden Begriffe kaum noch von einander zu unterscheiden vermag. Diese Gallegos sind sehr sparsam, leben ärmlich und oft nur in elenden, von einer größeren Anzahl zu diesem Zweck gemietheten Hütte, und kehren, wenn sie sich nach langen Jahren mit Last und Mühe ein kleines Sümmchen erübrigt haben, in ihr Vaterland zurück, um es dort in Ruhe und Frieden verzehren zu können.

Oporto's Märkte sind mit allen Lebensmitteln reichlich versehen, besonders ist der Markt von Cordoaria einer der größten. Von dreieckiger Gestalt dienen die den inneren Raum einschließen-

den niederen Steingebäude den Verkäufern von Fleisch, Fischen und Früchten zu Gewölben, während Gemüse, Geflügel, Eier rc. in der Mitte feilgeboten werden. Die Marktweiber sitzen unter leichten Wetterdächern oder großen Regen- — vielmehr Sonnenschirmen, und die verschiedenen Trachten der Käufer wie Verkäufer verdienen allerdings, daß besonders ein Fremder nicht versäume diese Plätze an Markttagen zu besuchen.

Noch müssen wir uns die verschiedenen Fuhrwerke besehen, die trotz den steilen Bergen doch von allen nur erdenklichen Arten gefunden werden. Das merkwürdigste von allen und in der That nur noch selten gebraucht, ist eine alterthümliche Familienkutsche, ohne Rücksitz noch Kutscherbock, etwa in der Form wie die alten Wägen aus den Zeiten der Königin Elisabeth von England, nur daß im Kutscher ein kleiner Unterschied herrscht, der nämlich, mit abgetragenen Schuhen und einem ditto Hut vielleicht gar barfuß — eine leichte Strohdecke über den Schultern, statt der Peitsche eine lange, mit eiserner Spitze versehene Stange in der Hand hält, und damit ein paar geduldige — vor diese Karrete gespannte — Ochsen antreibt — denn Pferde wären gar nicht im Stande eine solche Maschine bergauf zu ziehen. Mit der Zeit wird diese Kutsche allerdings den leichteren, bequemeren Fuhrwerken weichen, doch hat sie auch wieder, besonders an recht bösen regnerischen Tagen, ihr Gutes und ist auf jeden Fall — eine unläugbare Wahrheit — besser als gar keine.

Ein anderes alterthümliches Fuhrwerk ist die „Calessa," ein Mittelding zwischen Kutsche und Cabriolet, die fast lebensgefährlich hoch zwischen zwei großen Rädern hängend, von zwei Pferden oder Maulthieren gezogen wird. So gefährlich und unzuverlässig sie aber auch aussieht, so hört man doch nur höchst selten von einem Unfall. Sonst giebt es noch mannichfache französische und eng-

lische, offene und verschlossene Wagen und mit der Verbesserung derselben wird auch wohl ihre Anzahl zunehmen.

Zu Reisen bedient man sich nicht selten noch, besonders für Damen, der Sänften, häßliche, buntangestrichene Dinger mit Vorhängen, für eine Person jedoch ganz bequem. Sie haben lange Deichseln, die hinten und vorn auf den Schultern zweier Maulthiere ruhen, und sind dadurch allerdings etwas gefährlich, daß der Insitzende selten ohne Beschädigung davon kömmt, wenn eines der Thiere, was freilich nicht oft geschieht — stolpert und hinfällt.

Damen machen ihre Abendbesuche gewöhnlich in Tragsesseln und die Sänftenträger, fast ausschließlich Gallegos, tragen einen großen Livreerock und bandgeschmückten Hut. Ein Diener leuchtet mit einer Fackel voraus.

Doch unsere Bahn führt uns weiter, wir können nicht mehr die vier Hospitäler, die zahlreichen milden Brüderschaften, die Schulen, Bibliotheken, Assekuranzen, Kirchen, Kasernen, Gefängnisse, Begräbnißplätze und wie die Stiftungen und Anlagen der in dieser Hinsicht reichlich bedachten Stadt alle heißen mögen, besuchen, sondern müssen uns auch wieder nach unseren Reisegefährten umsehen.

Der Rittmeister, Herr Kaffalt, Bodmer und seine zwei Söhne hatten nun bis zum Nachmittag die Straßen durchstreift, und waren bald bei den zierlich herausgeputzten Läden, bald bei den wunderlich gebauten Kirchen und Springbrunnen stehen geblieben, sie zu bewundern, bis endlich die sich neigende Sonne sie daran mahnte, ein Nachtquartier zu suchen, denn auf dem festen Lande wollten sie die Nacht doch wenigstens zubringen. Herr Kaffalt bat sie aber, deshalb keine Sorge zu tragen, da er sie zu seinem hier zufällig gefundenen Freunde bringen werde, der ihn schon darum gebeten habe. Der Vorschlag fand natürlich allgemeinen Beifall, und ehe noch eine Stunde verging sahen sich Alle, selbst Oskar nicht ausgenommen, theils auf kleinen munteren Pferden,

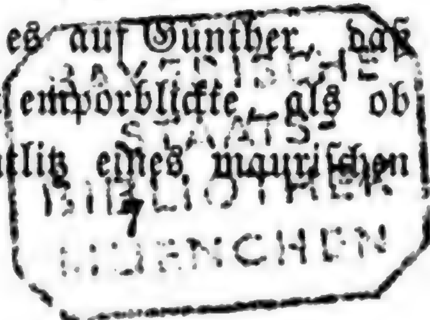
theils auf kräftigen Maulthieren, nördlich von Oporto gen Guimeraens, eine trefflich in Ordnung gehaltene Straße hintrabend.

Jenes Portugiesen Landhaus lag etwa drei Meilen östlich von der nach Guimeraens führenden Straße und vielleicht sieben Meilen von Oporto entfernt. Der Weg, sobald sie die große Straße wieder verlassen hatten, führte sie dabei durch hochstämmige üppige Maisfelder, denen freilich der Spätsommer schon das frische, saftige Grün genommen hatte, aber die schweren, gewaltigen Kolben waren gereift und erwarteten die Hand des Erntenden. Bald ließen sie aber auch diese offene Bahn hinter sich und betraten nun einen etwas hohlen, jedoch desto kühleren und schattigeren Weg, der sie weiter und weiter in die Berge hineinführte.

Nicht weit mehr waren sie jetzt von ihrem Ziele entfernt und nur wenige hundert Schritte noch vor dem kleinen freundlichen Dorfe Alfena, bogen sie in eine zierlich beschnittene Allee ein, und befanden sich bald vor einem zwar alterthümlich, aber wohnlich aussehenden Landsitz. Günther und Oskar waren entzückt über den Anblick. Der das Ganze umschließende Wald schien wie mit einem grünen Wall unzählige Fruchtbäume hier zusammengedrängt zu haben, und schwere saftige Trauben bildeten zu den von Orangen und Granatäpfeln strotzenden Büschen die vollen wunderlieblichen Guirlanden.

Dahinter ragten die von düsteren Fichten durchwachsenen Laubhölzer in die Höhe und sahen sich im Hintergrunde von höher und immer höher steigenden Bergen eingeschlossen, die endlich mit dem fernen nebligen Horizont zu verschwimmen schienen.

Das Gebäude selbst mit seinen spitzigen Bögen und wunderlich verziertem Schnitzwerk, stammte unverkennbar aus der Maurenzeit und einen so seltsamen Eindruck machte es auf Günther, daß dieser unwillkürlich zu den oberen Fenstern emporblickte, als ob er dort vielleicht das dunkele beturbante Antlitz eines maurischen



Kriegers zu sehen erwarte. Es blieb ihnen aber nicht lange Zeit die einander nach jeder Richtung hin übertreffenden Schönheiten zu bewundern, der Eigenthümer Dom Avila de Monte santo, wie Herr Kaffalt ihn vorstellte, und der auf halber Bahn vorausgesprengt war, ihren Empfang vorzubereiten, kam ihnen, sie freundlich begrüßend, entgegen und zwei in seinen Diensten stehende Gallegos sprangen schnell herbei und nahmen die Thiere in Empfang, um sie zum Füttern in die Ställe zu führen.

Dom Avila hätte aber recht gut für einen Deutschen gelten können, denn er sprach das Deutsche nicht allein flüssig, sondern auch noch sogar mit einem leichten Anflug von Dialekt, den er sich, mit der Sprache zugleich, bei seinem längeren Aufenthalt in Oesterreich angeeignet hatte und sein offenes, herzliches Benehmen mit dem unter einer schwarzen Lockenfülle hervorglühenden Auge gewann ihm gar bald die Herzen seiner Gäste.

Das Abendbrod bestand nach deutscher Art aus Thee und kalten Fleischspeisen, wie aus Früchten und Wein und nach der Mahlzeit, während die Sonne eben hinter leichten, rosigen Wolken verschwand, führte der Wirth seine Gäste auf eine, an der Westseite des Hauses und augenscheinlich erst später als dieses selbst erbaute Piazza, von wo aus sie einen vollen und wahrhaft entzückenden Anblick über das vor ihnen ausgebreitete und von, wenn auch fern liegenden doch mächtigen Gebirgsrücken eingeschlossene Thal hatten.

„Schade, daß Sie nicht länger Zeit haben, Ausflüge in unsere Gegend zu machen," sagte endlich Dom Avila, nachdem sie den herrlichen Anblick eine ganze Weile schweigend genossen hatten, „unsere Bäder von Vizella hätten sie sehen sollen — sie sind es werth, daß man ihretwegen einen Tag länger verweilt, doch da Ihr Capitain schwerlich gern aufgehalten sein möchte, weil ihm dieser unfreiwillige Abstecher nach Portugal schon unwillkommen genug

sein mag, so will ich wenigstens versuchen, Ihnen diese alten römischen Bäder mit kurzen Worten zu beschreiben."

„Vizella liegt in einem der üppigsten Thäler Portugals — ja ich könnte sagen der Welt, und doch wieder sieht es fast aus, als ob es gar nicht zu Portugal gehöre — die überall an den steilen Höhen gleichsam hängenden Hütten ähneln, mit ihren flachen Dächern und breiten Dachrinnen, mit ihren großen Balkonen und hölzernen Treppen fast den Schweizerhäusern, die sie umgebende Vegetation gehört aber einem nicht allein südlichern, sondern auch fruchtbareren Landstrich an und süßere Trauben und saftigere Orangen giebt es kaum in Granada, dem Paradiese Spaniens."

„Vor ungefähr funfzig Jahren entdeckte hier ein Bauer zufällig ein Bad, noch in vollkommen gutem Zustand und mit prächtigem Täfelwerk verziert. Die Sache machte natürlich, wie Sie sich denken können, Aufsehen, man grub weiter und seitdem sind an zwanzig verschiedene, mehr oder minder prächtige Bäder dem Schooße der Erde entrissen worden. Die Römer kannten also die Heilkräfte dieser schwefelhaltigen Gewässer; die gothischen Barbarenhorden aber, die später hier herrschten, ließen jene mühselig errichteten Bäder unbeachtet liegen; nach und nach wuschen Regenströme und das Anwachsen der kleinen Bergwasser, Schutt und Steine in das Thal hinab, und allmählig und unbeachtet verschwanden sie, um nach vielen hundert Jahren wieder, wie die Alterthümer Pompeji's, der Nachwelt zum Staunen und zur Bewunderung zu dienen."

„Jetzt sind Häuser über diese Bäder erbaut und fast alle befinden sich in vollkommen brauchbarem Zustande. Die Regierung hat sie auch wieder herstellen lassen und ihren Gebrauch freigegeben, ohne die geringste Vergütung dafür zu beanspruchen."

„Der Wärmestand ist von 91° Fahrenheit bis zu 120°, wovon das letztere einen fast unerträglichen Schwefelgeschmack hat. Schade

aber, daß die dabei angestellten Leute selbst zu wenig auf die Erhaltung der Alterthümlichkeit halten; fast stets sind sie um eine geringe Entschädigung bereit, für die diese Bäder besuchenden Fremden, Stücken aus den an einigen Stellen noch trefflich erhaltenen Mosaiktafeln herauszubrechen, und wenn die Zeit einmal kommt, daß durch gute Wege und durch die trefflichen Eigenschaften seiner Wasser angelockt, nicht allein Oporto, sondern selbst Lissabon und Madrid seine Fremden hierherschicken wird, die kranken Glieder in den heißen Quellen zu baden oder sich in unseren wundervollen Thälern zu ergehen, dann möchte wenig mehr von dem ursprünglich römischen Bauwerk übrig geblieben sein als die äußeren Mauern, und die überhaupt fast unzerstörbare Einrichtung."

„Ha — dort unten geht wohl eine Procession," sagte Günther, der gen Norden hinabschaute, wo das jetzt schon in den Thälern lagernde Dunkel kaum noch eine ziemliche Anzahl Menschen erkennen ließ, die sich hier in langem Zuge dem nahen Dorfe zuzubewegen schienen.

Dom Avila warf einen flüchtigen Blick hinab, und sagte dann lachend:

„Nein Sennor — das sind die Treibleute — es soll morgen eine Montaira gehalten werden."

„Eine Montaira?"

„Ein Treibjagen auf Wölfe. Wir haben nicht mehr viele solcher sauberer Gäste in der Nachbarschaft, manchmal aber kommen sie doch, besonders aus den Valongo-Bergen zu uns herunter und thun dann den Ziegenheerden oft so großen Schaden, daß wir uns gezwungen sehen, sie zu treiben, was dann manchmal mit dem Tod, häufiger aber mit der Flucht des Raubthiers, denn wir haben hier keine besonders guten Schützen oder Jäger, endet."

„Ihre Jagd ist wohl sehr unbedeutend?" frug der Rittmeister, der sich besonders dafür interessirte.

„Allerdings“ war die Antwort. — „Da jeder ein Gewehr führen und das Wild erlegen darf, so sehen wir Jagdliebhaber uns fast nur auf Rebhühner und Kaninchen beschränkt, wenn uns nicht manchmal ein alter Wolf den Gefallen thut und etwas Abwechselung in das monotone Jägerleben bringt. Die Kaninchenjagden sind freilich ganz amüsant, aber es ist doch immer nur eigentlich ein Abschlachten der armen Thiere, die durch Frettchen aus ihren Höhlen heraus und in aufgestellte Netze hineingetrieben und todtgeschlagen werden. Ein eifriger Jäger mit einem oder ein paar guten Frettchen kann allerdings wohl an dreißig in einem Tage fangen, auf die Länge der Zeit bekommt man solche Jagd aber ebenfalls satt und ich freue mich wirklich auf den morgenden Tag; wenn es Ihnen Spaß macht mögen Sie ebenfalls daran Theil nehmen, ich habe Schießgewehre und zu viel Schützen können es bei solcher Treiberei gar nicht sein, da das Terrain zu ungeheuer groß ist.“

„Und zu solcher Jagd kommt die ganze Nachbarschaft zu Hülfe?“

„Allerdings, denn die ganze Nachbarschaft ist bei der Sache interessirt. Der Wolf, der in einer Nacht oft fast unglaubliche Strecken zurücklegt, bedroht meine Heerden so gut wie die zehn Meilen entfernten, und ich bin daher ebenso bereit beizusteuern, als mein Nachbar. Die Municipalkammern zahlen überdieß für jedes Wolfsfell 4800 Reis — etwa 7 Thlr. Bei der morgenden Jagd werden sie es aber hoffentlich klüger anfangen, als bei der letzten, wo die Treiber auf das unzweckmäßigste aufgestellt, mehr auf den Nutzen des Wolfs als den der Heerden bedacht schienen, denn sie machten einen solchen Heidenlärm, daß der schlaue und scheue Ziegenräuber gar nicht wartete bis sie überhaupt in seine Nachbarschaft kamen, sondern augenblicklich die Flucht ergriff, und natürlich spurlos verschwand. Nachher wollte es eine Gemeinde auf die andere schieben und als bei der abendlichen Zusammenkunft der Wein das

Hirn der wilden Burschen noch mehr erhitzt hatte, ging der Skandal los und wir bekamen wirklich Blut, aber kein Wolfsblut zu sehen. Drei von den Treibern, und zwar zwei vom Duero und einer aus der Nachbarschaft von Canarepes, blieben auf dem Platze und mehre andere wurden schwer, ja lebensgefährlich verwundet. Dem zu begegnen sind auf die morgende Jagd auch Soldaten beordert worden, die dem doppelten Zweck entsprechen und Ruhe und Ordnung halten, wie zugleich zwischen den Treibern gehen sollen, damit sie wenigstens, wenn der Wolf versuchen würde durch die Treibleute zu brechen, zum Schuß kommen."

„Und die Schützen?"

„Werden von kundigen Leuten — meistens Bergbewohnern, dort aufgestellt, nach welcher Richtung hin der Wolf gewöhnlich die Flucht ergreift, und was in dieser Gegend etwa die Valongo=Berge sind, denn nach jenen, noch von Menschen wenig bewohnten Schluchten und Thälern, ziehen sie sich am liebsten zurück."

„Die Valongo=Berge sind wohl ganz unfruchtbar?" frug Herr Kaffalt, „Ihre Oberfläche wenigstens, denn ihr Inneres soll, wie mir gesagt wurde, reichhaltig an Mineralien sein."

„Allerdings — besonders an Kohle und Antimonium; aber selbst ihre Oberfläche wird nicht selten durchwühlt; freilich nicht des goldenen Getreides, sondern wirklicher Goldkörner wegen, die man noch immer dann und wann auf ihren Kuppen und in ihren Thälern findet."

„Und bedient man sich bei dieser Jagd der Büchsen oder der Schrotgewehre?"

„Gewöhnlich der letzteren, und selbst mit diesen sind unsere meisten Landbewohner noch sehr ungeschickt; hat doch vor einigen Monaten der Montairo selbst, der diese Jagden befehligt, einen Wolf gefehlt, ist aber deshalb auch nicht wenig verspottet worden. Doch, meine Herren, — wir müssen morgen, wenn Sie das Treiben

mitmachen wollen, sehr früh heraus und da es feucht und kühl hier draußen wird, so denke ich, ziehen wir uns in unsere Schlafgemächer zurück."

Gern leistete man diesem Vorschlag Folge und die, durch die ungewohnten Anstrengungen ermüdeten Reisenden fanden sich bald in mehren luftigen mit hohen Fenstern und alter maurischer Malerei versehenen Gemächern, wo sie weiche, schwellende Lager zur Ruhe einluden. Die Nacht war aber so wundervoll und der eben aufsteigende Mond warf ein so lieblich magisches Licht über die dunkeln geheimnißvollen Baumgruppen, die leise flüsternd das Haus umstanden, daß Günther sich noch nicht entschließen konnte dem Beispiel der Uebrigen zu folgen, und an das hohe Fenster trat, aus dem jedoch der mittelste steinerne Pfeiler herausgebrochen war und nun dem silbernen Licht des freundlichen Nachtgestirns offenen, ungehinderten Zutritt gestattete.

Er rückte sich einen der hohen, altväterischen Sessel, die dieses Gemach noch schmückten, dicht an das Gesims hinan und starrte nun, sich mit dem Rücken an die Bekleidung des Fensters zurücklehnend, schweigend hinaus auf die von dem ungewissen Licht wie mit einem zitternden Schein übergossene Landschaft.

So mochte er wohl eine Stunde gesessen und mit einem unbeschreiblich wohlthuenden Gefühl die ruhige, bezaubernde Schöne der stillen Mondnacht, wie den balsamischen Wohlgeruch der ihn umgebenden Früchte und Blumen eingesogen haben, und schon fingen ihm die Augenlider an schwer zu werden, daß er im Begriff war aufzustehen, um sein eigenes Lager ebenfalls zu suchen, und zu dem morgenden Tag Kräfte zu sammeln. Da kam es ihm vor, als ob sich, an einem ihm schräg gegenüberbefindlichen Fenster des Hauses etwas rege und bald konnte er einen leichten, wie er glaubte durchsichtigen Schein erkennen, der, einer Gestalt gleich, an einem Pfeiler lehnen mußte.

Im Anfang achtete er nicht besonders darauf, denn er vermuthete in jenem Schatten einen anderen Bewohner des Hauses, der, wie er selbst, die Schönheit der wundervollen Nacht genießen wollte, immer aber wieder mußte er sein Auge nach jener Richtung hinwenden und bald erkannte er zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß es gar kein menschliches und überhaupt lebendes und körperliches Wesen sein könne, da er im Stande war ganz klar und deutlich, durch den Schatten hindurch, die Strahlen des Mondes und die dahinter liegenden Gegenstände zu erkennen.

Erschreckt und von einem eigenen, ihm selbst unerklärlichen Schauer durchbebt, sprang er von seinem Sitze auf, und starrte mit fest auf das Fensterbret gestützten Händen hinüber, nach der kaum achtzig Schritte entfernten Gestalt. Je mehr er aber seine Augen anstrengte, die Dunkelheit der Nacht zu durchdringen und klarer und deutlicher zu erforschen was es sei, das er da drüben in schwachen aber nichts desto weniger erkennbaren Umrissen erblickte, desto mehr überzeugte er sich, es sei die Gestalt eines Frauenzimmers, und zwar in weiten fließenden Gewändern, mit einem turbanähnlichen Kopfschmuck, die an den mittelsten Pfeiler gelehnt und mit gefalteten Händen stehen blieb, sich aber dabei bald vor, bald rückwärts neigte und einmal sogar, wie von tiefem Schmerz ergriffen, das bleiche Antlitz in den Händen barg und zu schluchzen schien.

So deutlich konnte er das Alles erkennen, so fest war er von der Gegenwart jenes ihm unerklärlichen Wesens überzeugt, daß er sich halb hinausbog, um die leisen Töne jenes unterdrückten Grams zu vernehmen; aber Alles war todtenstill, nur das kaum hörbare Rauschen und Wehen der duftigen Zweige unterbrach dies heilige Schweigen der Natur, und die bleiche, schlanke Gestalt senkte nur tiefer und immer tiefer das Haupt und einmal — als sie das Antlitz wie gramdurchbebt zu dem blauen, sterndurchflochtenen Himmelsdom emporhob, glaubte er schon fast ihre Züge, die ihm so freundlich und

bekannt vorkamen, erkennen zu können. Seine Aufregung hatte jetzt ihren höchsten Grad erreicht — denn immer wieder, wenn er sein Auge von den Umrissen ablenkte und fest auf jenes Wesen selbst heftete, schien es wie ein dünner Hehrrauch zu zerfließen.

So beklemmt war ihm die Brust, daß er kaum einen lauten Aufschrei unterdrücken konnte.

Da schien es, als ob sich die Gestalt zum Beten niederlegen wollte, und während der Mond von leise ziehenden Wolken verhüllt wurde, sank sie — wahrscheinlich auf die Kniee nieder und wurde, durch die Fensterbrüstung verdeckt, seinen Blicken entzogen.

Vergebens harrte er nun wohl eine volle Stunde lang auf das Wiedererscheinen jenes holden geisterhaften Wesens — umsonst; zwar trat der Mond nach kurzer Zeit auf's Neue hell und klar hervor, die Betende blieb verschwunden und ermattet warf sich Günther endlich auf das für ihn bereitete Lager.

Kaum kündete aber im fernen Osten ein bleicher, sich weiter und weiter verbreitender Glanz den nahenden Morgen, so klopfte ihr freundlicher Wirth mit kräftigen Schlägen an die Thüre des Schlafgemachs, und seine muntere Stimme rief die aus süßen Träumen Auffahrenden.

„Zur Jagd — zur fröhlichen Wolfsjagd — Hoioh!“

Ihre Toilette war bald gemacht — für Gewehre und Munition hatte Dom Avila gesorgt, und nach schnell eingenommenem Frühstück brachen sie nach dem vielleicht fünf Meilen entfernten Versammlungsort auf, wo die Jäger durch den schon anwesenden Montairo postirt wurden, der dann auch, als sie sich kaum aufgestellt hatten, das Zeichen zum Beginnen gab, was in drei Schüssen und einer weit hinausschallenden Trompetenfanfare bestand.

Zu des Rittmeisters großem Misvergnügen waren aber eben diese Signalisten gerade neben den Jägern stationirt worden; der scheue Wolf empfing also die erste Kunde von sich in der Nähe be-

findenden Feinden gerade aus der Richtung, nach welcher hin er getrieben werden sollte. Die Folge davon war vorauszusehen. Noch ehe die Treibeleute die Stelle erreicht hatten, wo er in einem dichten Strauchwerk von Heidekraut, Myrthen, Rosmarin und Erdbeersträuchen verborgen lag, stand er auf und suchte nach der, den Jägern gerade entgegenliegenden Richtung zu entkommen. Hier aber begegnete er den zwischen den Treibern aufgestellten Municipalsoldaten und kaum zeigte er, aus einem wildverwachsenen Gebüsch vortretend, seine spitze Schnauze im Freien, so fielen auch schon vier oder fünf Schüsse auf ihn, die alle, einige Fuß von ihm entfernt, theils in den Boden, theils in die benachbarten Stämme und Aeste schlugen.

Der Wolf ließ sich das eine Warnung sein, zog seine Tirailleurs, die spitzen Ohren und scharfen klugen Augen, wieder zurück und war nun plötzlich aufs Neue verschwunden. Wie ein Lauffeuer ging es aber durch die Reihen: „der Wolf ist im Treiben — habt Acht — laßt ihn nicht durch!" und die besten Vorsätze schienen alle Schützen zu beleben, denn schnell sah noch Jeder einmal nach der Pfanne oder dem Zündhütchen seines Gewehres und regungslos erharrten sie den Augenblick, wo der Ziegendieb seine Gegenwart aufs Neue an dieser oder jener Stelle des Waldes oder auf einer der zahlreichen kleinen Waldblößen verrathen würde.

Meister Wolf wußte aber ziemlich genau wo ihn der Schuh drückte; es war ein alter Bursche und in solcher Art Jagd keineswegs unerfahren, deshalb schien er auch nicht die mindeste Furcht vor der Gegend zu haben, aus welcher jetzt der meiste Lärm tönte; aber sehr vorsichtig kroch er der Richtung zu wo Alles still war, und näher und näher schleichend erreichte er endlich die Stelle, auf welcher zwei der portugiesischen Edelleute sehr bequem in mitgenommenen Stühlen hinter ihren Bäumen saßen und seine Annährung, die Cigarre im Munde, geduldig erwarteten. Nun hätte er

vielleicht mit schnellem Satz in heiler Haut das Freie erreichen können, das mochte er denn aber doch wohl nicht riskiren wollen, da er allerdings nicht zu beurtheilen vermochte in wie fern die hier postirten Schützen gute oder schlechte Wacht hielten. Er hatte sich aber auch, wie es schien, nur davon zu überzeugen gewünscht, ob hier wirklich Menschen aufgestellt wären, und dieß gerade wieder so ein Tag sei, als der vor etwa fünf Monaten, an welchem er, Dank seiner Unvorsichtigkeit, zwei Kugeln und eine unbestimmte Anzahl Schrote auf den Pelz bekam. Darüber im Klaren zog er sich leise wieder zurück — rannte sporenstreichs dieselbe Bahn hin, die er eben gekommen, schmiegte sich dort in ein kleines Dickicht von Lavendel und Cisten, das den Fuß einer stattlichen Fichte umwucherte und erwartete geduldig — wie die Schützen etwas weiter zurück, den Augenblick wo — nicht der Wolf — sondern die Treiber diesen Platz erreichen würden.

Das dauerte denn auch gar nicht lange mehr, bald kamen lachend und tobend die Bauern und Tagelöhner der Umgegend, Portugiesen und Gallegos, an, zwischen ihnen mit geziemendem Ernst aber die Municipalsoldaten und einer von diesen letzten schritt, sein Gewehr, als ob er im Paradeschritt einherginge, geschultert, schnurstracks auf das kleine Lavendelgebüsch los, wo unser Wolf, dicht zusammengekauert und selbst die spitzen Ohren auf die Schultern zurückgelegt, damit sie ihn nicht verrathen konnten, mit klopfendem Herzen seinen Feind erwartete.

„Nimm Dich in Acht!“ rief ihm einer der Treiber zu, „in den Gebüschen stecken manchmal Schlangen.“

„Heraus!“ sagte der Municipalgardist und schlug mit dem Fuß an die nächsten Sträucher, ohne jedoch die Flinte von der Achsel zu nehmen. Das ließ sich denn auch mein Wolf nicht zweimal sagen; wie der Blitz fuhr er dem zum Tode erschreckten Gardisten zwischen den Beinen durch, und ehe dieser auch nur an seine Flinte

dachte, und so nahe, daß ihn der nächste Treiber mit einem Messerwurf hätte erreichen können, glitt er schlangengleich zwischen den Büschen hin und war im nächsten Augenblick spurlos verschwunden.

Da standen die guten Leute nun wie von Gott verlassen, denn den Wolf noch einmal in ihr Treiben zu bringen durften sie nicht hoffen; die ganze Mühe, Arbeit und Vorbereitung war also umsonst gewesen und Meister Ziegendieb konnte jetzt im Stillen ins Fäustchen lachen, einer ziemlich dringenden Gefahr so vollkommen entgangen zu sein. Daß er jetzt den Weg in seine sicheren Bergen suchen würde, daran zweifelte Niemand mehr. Zwar wurde das Treiben beendet um möglicher Weise noch einen zweiten zu finden, der sich darin aufgehalten haben könnte, das war aber vergebens; der Eine hatte all die geraubten Ziegen und Ferkel auf dem Gewissen und im Magen, welchen letzteren er jetzt nebst Fell in gehörige Sicherheit zu bringen suchte.

Darüber war aber der Mittag schon herangerückt und weil es zu spät geworden wäre, noch einmal auf Dom Avila's Landgut zurückzukehren, so erbot sich dieser sehr freundlich, sie auf einem näheren Weg nicht allein bis Oporto, sondern auch bis auf ihr Schiff zu begleiten, um wenigstens noch so lange in ihrer Gesellschaft zubringen zu können.

Günther und Oskar, denen übrigens das ganze rege Leben und Treiben ungemein viel Vergnügen gemacht hatte, waren es gern zufrieden die Menschenschaar zu verlassen, von deren Gesprächen sie Nichts verstanden. Günther aber, obgleich er sich mit ganzer Seele dem Vergnügen der Jagd und der Aufregung hingegeben, in der ihn fortwährende Erwartung und Spannung erhalten, konnte das Bild der vergangenen Nacht noch nicht aus seinem Gedächtniß bannen, und war auffallend still und nachdenkend geworden, so daß es selbst seinem Bruder, dem lebensfrohen Oskar, auffiel, der doch an diesem Tag wahrlich genug mit den neuen, ihn überall um-

drängenden Eindrücken zu thun hatte und durch keine Kleinigkeit davon abgelenkt werden konnte.

„Was hast Du?“ frug er den Bruder, als sie auf dem Heimweg neben einander herritten; „seit heute Morgen bist Du wie umgewandelt, und so lange wir nun schon neben einander reiten, hast Du nicht ein einziges Mal von Deinem Sattelknopf aufgeschaut und Dein Thier gehen lassen, wie es eben wollte? Dir muß etwas begegnet sein, denn so habe ich Dich doch noch nie gesehen.“

Günther sah den Bruder einen Augenblick starr an, als ob er eben aus einem schweren Traum erwache, dann aber, sein Pferd näher zu ihm hinlenkend, sagte er leise:

„Du sollst Alles erfahren lieber Oskar, und ich hätte es Dir schon früher mitgetheilt, aber es ist sonderbar, ich war mir selber noch nicht einmal so recht klar geworden. Höre also, was ich in der letzten Nacht gesehen habe, und sage mir dann, was Du darüber denkst.“

„Eine Gespenstergeschichte!“ jubelte der Rittmeister, der die letzten Worte vernommen hatte — „bei Allem was lebt, eine Gespenstergeschichte — heraus damit, Günther, die darf uns nicht verloren gehen — Tabak und Seife sind, wie ich gehört habe, königliches Monopol in Portugal — aber nicht Gespenstergeschichten, die müssen frei sein. Herr Bodmer stehn Sie mir bei; Ihrem Erstgebornen ist ein Geist begegnet, und er will grausam sein.“

Es half Nichts — Günther hatte sich gescheut ein Wesen zu verrathen, das er anfing wie ein Heiligthum seines Herzens zu halten, sämmtliche Reiter ließen aber jetzt nicht mit Bitten nach, und er erzählte nun einfach, was ihm am vorigen Abend begegnet, und was er gesehen habe.

Dom Avila war aber dabei sehr ernsthaft geworden und auf seinem Gesicht lag keineswegs der halb spöttische, halb ungläubige Ausdruck, der besonders Herrn Kaffalts Züge auf fast widerliche

Art entstellte. Als Günther geendet und der Rittmeister ihm eben gratuliren wollte, so glücklich gewesen zu sein einen Besuch jener Wesen erhalten zu haben, die alle Uebrigen bis jetzt nur im Traum gesehn, nahm er auch das Wort und sagte, sein Pferd neben das Günthers lenkend:

„Lassen Sie sich durch den Unglauben der anderen Herren nicht irre machen, mein junger Freund. Es giebt wirklich Dinge auf Erden, die unser Verstand nicht begreift und deren Annäherung wir vielleicht nicht einmal wissen würden, wenn nicht ein uns selbst unbegreifliches beklemmendes, fast den Athem raubendes Gefühl verkündete, wie wir an den Grenzen eines Reichs ständen, in das einzudringen unseren noch sinnlichen Naturen nicht gestattet sei. Ich selbst aber habe jene Gestalt, die unser Freund in letzter Nacht erblickt, ebenfalls gesehen.“

„Was? — Sie selbst?“ riefen Alle erstaunt.

„Ich selbst — und es ist ein Ueberbleibsel jenes alten romantischen Maurenreiches, das bei uns aus den Ueberresten jener kräftigen Nation zurückgeblieben. Im Anfang sträubte sich mein eigener Verstand dagegen, etwas anzuerkennen, das ich nicht begreifen und durch meine Vernunft nicht erklären konnte, das immer und immer Wiedererscheinen jener maurischen Jungfrau aber —“

„Eine maurische Jungfrau?“ sagte der Rittmeister.

„Ja“ erwiederte ernst der Portugiese „das regelmäßige und ruhige Wiederkehren derselben mußte mich endlich von meinem Unglauben überzeugen. Es ist der letzte Ueberrest eines edlen, unglücklichen Volkes, und wenn auch der große Haufen behauptet, sie bewache nur hier vergrabene Schätze und Kostbarkeiten, so fühl' ich selbst zu gut, wie das keineswegs der Fall ist. — Der Geist des Stammes kann sich noch nicht von dem Boden wenden, der Alles das enthält, was ihm einst lieb, und auf das er stolz war — es ist die trauernde Erinnerung gesunkener Größe und scheint die Leben-

den durch ein unsichtbares Band mit den Geschiedenen zu verbinden. Wenn die Nacht leise und magisch ihre dunkelen Schleier um die schlummernde Erde webt, dann erscheint die Jungfrau plötzlich auf ihrem Lieblingsplatz, an einem Fenster des alten Schlosses, oder auch wohl im Garten, im Schatten der duftigen Orangenhecken, und so verträumt sie sinnend die Nacht, bis das erste Tagesgrauen seine thauige Perlendecke über Berg und Thäler zieht. Sie scheut die Tageshelle, das grelle Licht der Sonne, aber nur ungern und zögernd verläßt sie am Morgen ihr liebgewonnenes Plätzchen, und ich habe sie noch gesehen, wenn sich schon die Wipfel der Bäume mit den grüßenden Strahlen des Taggestirns rötheten."

„Sie glauben also fest an jene Erscheinung?" sagte Herr Bodmer.

„Ich glaube nicht allein daran, sondern ich bin von ihrem Dasein überzeugt" erwiederte ernsthaft der Portugiese. „Aber sehen Sie — was hat der junge Hirt da?"

Auf einem Felsen an ihrer Rechten hatten sie schon seit kurzer Zeit einen jungen Burschen bemerkt, der mit dem Ziegenfell um die Hüften geschlungen, den linken Arm in die Seite gestemmt und den rechten mit einer großen Muschel in der Hand an den Mund gepreßt, weit hinausschallend die melodischen Töne hören ließ, um theils seine Heerde damit zusammenzuhalten, theils aber vielleicht auch sich selbst zu amüsiren. Wie ein junger Satyr der Alten stand er auf seiner felsigen Höhe, und die flatternden Locken, wie das etwas vorgestemmte nackte Bein vollendeten nur noch das Bild. Als aber Dom Avilas Ruf die Aufmerksamkeit seiner Begleiter auf ihn lenkte, hatte er eben die Muschel vom Munde genommen und mit etwas vorgebeugtem Oberkörper und wie lauschend emporgehobener Hand starrte er den Fels hinunter. Zu gleicher Zeit erhob sich dicht neben ihm ein großer stattlicher Wolfshund, von jener, den Newfoundländern ähnlichen Race, langhaarig, schwarz

und weiß gefleckt und mit langer, buschiger Ruthe. Der reckte windend die Nase in die Höhe und stieß dann ein kurzes Gebell aus, das fast wie ein Heulen klang.

„Der Hund wittert etwas“ rief der Rittmeister — „sollte sich unser Wolf hierher verloren haben?“

„Möglich wär's“ sagte der Portugiese, „aber doch auch wieder kaum wahrscheinlich; denn selbst wenn er nach dieser Richtung durchgebrochen ist, so ließe sich doch mit ziemlicher Gewißheit voraussetzen, daß er die sicheren Berge aufsuchen würde, noch dazu da die Soldaten gleich im Anfang auf ihn geschossen hatten.“

Der junge Hirt schien nun aber auch seinerseits die Annäherung der Fremden bemerkt zu haben, die er, da sie noch immer die Gewehre über der Schulter trugen, augenblicklich als Jäger erkannte und er warf seine Arme mehrere Male auf bedeutungsvolle Art in die Luft.

„Beim Himmel!“ rief Dom Avila, „dort muß der Wolf, und zwar ganz in der Nähe sein — der wackere Bursche ruft uns zu Hülfe. Jetzt Sennores, zeigen Sie, daß Sie reiten können.“ Und damit stieß er seinem eigenen, sich hochaufbäumendem Pferd die Hacken in die Seite und flog, eine kleine Schlucht benutzend, der Gegend zu nach welcher der Knabe gedeutet hatte. Der Rittmeister und Günther folgten ihm augenblicklich, Herr Kaffalt nur blieb mit Herrn Bodmer und Oskar zurück und diese ritten nur auf eine kleine benachbarte Anhöhe, um von dort aus die Jagd vielleicht beobachten zu können.

Günthers Maulthier schien jedoch mit diesem Ritt in den Bergen keineswegs einverstanden, denn so lange es im gewöhnlichen Schritt bleiben durfte, hatte es Nichts dagegen einen Reiter zu tragen, und schien das Gewicht des jungen Mannes wenig oder gar nicht zu achten, sobald es aber die ungeduldig eingepreßten Hacken in den Seiten fühlte, bekam es einen anderen Begriff von der Sache,

stemmte plötzlich die Vorderhufe in den felsigen Grund ein, und fing an hinten auszufeuern. Günther hielt sich nur mit vieler Mühe im Sattel, und kam, einzig und allein durch Einstellen aller Feindseligkeiten von seiner Seite, zu einem Waffenstillstand, der sich dahin erstreckte, daß er selbst nicht mehr spornen, Maulthier dagegen nicht mehr hintenausschlagen wolle; von einer Fortsetzung des rasend begonnenen Galopps war aber gar keine Rede dabei und Günther sah wehmüthig den eben über der Kuppe der nächsten Anhöhe verschwindenden Gestalten der Freunde nach. Selbst jedoch kein besonderer Reiter, traute er dem Frieden noch nicht recht, und stieg ab, die Rückkunft der Genossen zu erwarten.

Der große Wolfshund nun, den er noch immer auf jener Felskuppe erkennen konnte, hob plötzlich die Schnauze in die Höhe und stieß ein so wehmüthiges Geheul aus, daß es Günthern selbst fast unheimlich zu Muthe wurde; dann aber sprang jener in wilden Sätzen, während er fortwährend dabei sein kurzes Bellen hören ließ, die Anhöhe hinab, und scheinbar gerade auf unseren jungen Freund zu, so daß dieser schon glaubte der Besuch gelte ihm und sich gegen den mächtig großen Hund in Vertheidigungszustand setzen wollte. Da raschelte es gar nicht weit von ihm in den Büschen und das listig tückische Gesicht des verfolgten Wolfes blitzte daraus hervor. Zwar sah dieser auch augenblicklich den jungen Jäger, der frei und offen auf einer etwas erhöhten Stelle stand, zum Zurückgehen war es aber zu spät, denn, obgleich er den Versuch machte, war ihm doch sein grimmigster Feind, der Wolfshund, zu dicht auf den Fersen. Er mußte heraus und flog nun in dem, diesen Thieren eigenen, langen Galopp über den rauhen Boden.

Günther hatte aber dadurch Zeit gewonnen sich zu sammeln, riß die Flinte an den Backen und mit dem Schuß brach auch das, durch das Rückgrat geschossene Thier, schwerfällig zusammen. In der nächsten Secunde hatte ihn der Hund beim Kragen, und wenn

Meister Wolf auch entsetzlich die scharfen Fänge wies und gar grimmig um sich biß, so half ihm das doch Nichts mehr — seine Stunde hatte geschlagen und bald darauf verendete er, unter den Schlägen des jetzt fröhlich herbeigeeilten Hirtenknaben, der ihm mit seiner schweren Muschel gar bald den Hirnschädel einklopfte.

Dom Avila und der Rittmeister kehrten ebenfalls augenblicklich um, als sie den Schuß gehört hatten, kamen aber nur noch zur rechten Zeit, die Todeszuckungen des Erlegten zu sehen und mußten Günther als Sieger erkennen.

„Wie aber kam's, daß Sie gerade auf dieser Stelle halten blieben?" rief der Portugiese der in der Hitze der Verfolgung die Widerspenstigkeit des Maulthieres gar nicht bemerkt hatte.

„Dem hier habe ich den trefflichen Schuß zu danken," sagte Günther lachend, indem er den Hals seines jetzt geduldig dastehenden Thieres klopfte, „das wußte auf jeden Fall genau den Fleck, wo der Wolf vorbeikommen mußte und weigerte sich weiter zu gehen!"

„Wundern sollt' es mich" rief Herr Kaffalt, auf den Scherz eingehend, „wenn hier nicht wieder Ihre unbekannte Schöne mit im Spiel wäre; die scheint Sie in's Herz geschlossen und sich hinter das störrische Maulthier gesteckt zu haben, um Ihnen das Vergnügen dieses Schusses zu verschaffen."

„Spotten Sie nicht," sagte der Portugiese sehr ernsthaft, ‚es ist der schönste Zug dieser heiligen Wesen, die selbst dem Himmel entsagen, um noch länger zwischen uns armen Sterblichen zu wandeln, daß sie denen, denen sie wohlwollen, Gutes erzeigen. Wer weiß ob jenes Bild nicht auch hier gewirkt hat; es ist auf keinen Fall unmöglich."

„Mag dem nun sein wie ihm wolle," sagte der Rittmeister, der ihrem freundlichen Wirth nicht gern in seiner Lieblingsidee widersprach. „Glück war dabei, daß Ihnen der Wolf zum Schuß

kam, während wir unsere Thiere fast zu Tode hetzten, ihm den Weg abzuschneiden. Was machen wir aber jetzt mit dem Leichnam?"

„Da fragen Sie einmal den kleinen Hirten darum?" lächelte der Portugiese, „der wird es Ihnen sagen. Sehen Sie nur mit welchen verlangenden Blicken er das schöne Fell betrachtet. Die Summe, die er dafür von der Regierung bekäme wäre für ihn ein kleines Capital."

„Ei dann wollen wir es ihm doch ja lassen," rief Günther — „nicht wahr Herr Rittmeister?"

„Ja mein junger Freund" erwiederte ihm dieser sehr ernsthaft, „darüber hat Niemand weiter zu disponiren als Sie selbst. Nach portugiesischen Jagdgesetzen steht uns Allen ein Antheil am Fleische zu, das Fell gehört jedoch von Gott und Rechts wegen dem, der das Wild erlegt hat, also Ihnen, — und auf meinen Antheil am Fleisch verzichte ich ebenfalls."

„Nun, wenn das ist," lachte Günther, „dann, bitte, geben Sie es ihm, ich würde es gern thun, weiß aber nicht, wie ich es sagen soll."

„Die Handlung wird hier beredter als Worte sprechen," meinte der Portugiese — „versuchen Sie es einmal."

Günther ging auf den jungen Hirten zu, deutete dann auf den todten Wolf, nachher auf ihn und nickte dazu mit dem Kopf.

Der Knabe machte eine freudige, aber immer noch ungläubige Bewegung, als ob er hätte sagen wollen: „kann das wahr sein? soll das Alles wirklich mein gehören?"

Günther nickte noch einmal mit dem Kopfe, und nun sprang jener im Ausbruch höchster Freude in die Höhe, und jubelte und sang und lachte, bis sein großer Hund, dem ein solch ausgelassenes Betragen wahrscheinlich höchst mißfiel, sich auf sein Hintertheil niedersetzte und aus Leibeskräften an zu bellen fing. Kassalt aber und Bodmer, die nun ebenfalls herbeigekommen waren und den

großen Wolf bewundert hatten, trieben zum Aufbruch, da sie ja nicht wissen konnten, wie weit Capitain Barring mit seiner Arbeit vorgerückt sei, die er gewiß so viel wie möglich beschleunigte; sie wünschten nicht, ihn auf sich warten zu lassen. Von den Danksagungen und Segenswünschen des Knaben überschüttet, die dieser mit einer wirklich fabelhaften Zungengeläufigkeit hervorsprudelte, bestiegen sie also ihre Thiere wieder, und selbst Günthers Maulthier hatte jetzt, da es der Heimath zuging, nicht das Geringste gegen einen etwas schnelleren Schritt einzuwenden.

Erst spät Nachmittags erreichten sie Oporto, hielten sich aber hier nicht länger auf als gerade nöthig war, ihre Pferde und Maulthiere abzuliefern, und die so glücklicher Weise bis hierher mitgenommenen Waffen in das Quartier ihres portugiesischen Freundes zu schaffen.

Dieser begleitete sie nun versprochener Maßen bis zum Schiff hinunter und sie näherten sich eben wieder dem Ufer des Duero, um von hier aus in einer Catraja an Bord der Amazone zu gehen, als ein wildverworrenes Getöse von Stimmen an ihr Ohr schlug, und sie sich gleich darauf vor einem Menschenknäul sahen, der im heftigsten Schimpfen und Toben begriffen schien. Schon wollten sie sich langsam vorbeidrücken, um nicht mit in den Schwarm hineingerissen zu werden, als der Rittmeister plötzlich horchend stehen blieb und dann ausrief:

„Beim heiligen Georg, ich will taub werden, wenn da nicht wieder unser unglücklicher Jonas Wegmeier mitten drin sitzt.“

Und so war es auch — nach Allem was sie verstehen konnten, hatte er dem Allerheiligsten nicht die gebührende Ehrfurcht bewiesen und dadurch den Zorn des Volkes erregt; Dom Avila aber, der sich schnell hindurchdrängte und mit einem paar, am richtigem Ort verwendeten Geldstücken, der Menge begreiflich zu machen suchte, daß der junge Mann ein Fremder sei und blos aus grober Unwissen-

heit gefehlt habe, glückte es ihm endlich den Arm des von seinem bösen Geschick Verfolgten zu erfassen, und ihn herauszuziehen aus den schon drohend gegen ihn gehobenen Fäusten und Messern. Aber du lieber Gott — wie sah er aus? Der neue kaum nach der letzten Bataille auf dem Getreidemarkt angekaufte Rock, hing ihm in Fetzen vom Rücken herunter, und der schöne schwarze Biberhut war ihm bis über die Augen auf die Schultern getrieben: Ein wahres Bild des Jammers stand er da und schrie, als ihn der Rittmeister am Arm faßte, um ihn zum Boot zu führen, nur in einem fort.

„Ich habe ja aber Nichts gethan — ich habe ja aber Nichts gethan." Erst als er die deutschen bekannten Laute hörte, und anfing zu begreifen, daß er unter Freunden sei, wagte er es seine Augen von dem Filz zu befreien, und mit einem, aus tiefer Brust heraufgeholten „Gott sei Dank!" liefen ihm die hellen Thränen über die Backen nieder.

Am Ufer landete eben eine Catraja, als sie aber schon dem Führer zuwinkten zu halten und sie aufzunehmen — riefen ihnen von dorther bekannte Stimmen entgegen und Madame Wegmeier stürzte, von ihrem ganz erschöpften Gatten in kurzem Trab gefolgt, in die Arme ihres Sohnes.

Nun wollte zwar dieser würdige junge Mann auf offener Straße und den zerfetzten Hut hoch gen Himmel haltend, eine Erklärung seines Unglücks ablegen, und schon hatten sich zu diesem Genuß eine Anzahl zerlumpter kleiner Portugiesen versammelt, denen der vom Schicksal so arg Mitgenommene bedeutenden Spaß zu machen schien. Der Rittmeister schnitt aber alle diese rhetorischen Versuche kurz ab; indem er, ohne weiter ein Wort zu verlieren, Madame Wegmeier unter den Arm nahm und sie zum kaum verlassenen Boot zurückführte. Herr Kaffalt that mit ihrem erschöpften Gatten ein Gleiches, und während Oskar und Günther mit dem jungen Nabob in spe den Nachtrab bildeten, eilte die

ganze Caravane, von Herrn Bodmer und Dom Avila angeführt und von einer unbestimmten Anzahl Straßenjungen gefolgt, zum Ufer hinab sich einzuschiffen.

Auf solche Art nahmen sie aufs Neue Abschied vom festen Lande.

Jetzt erfuhren sie aber auch, daß sie der Capitain schon mit Ungeduld erwartet habe, denn Tag und Nacht hatte er arbeiten lassen, den erlittenen Schaden wieder auszubessern und er wünschte, da der Wind günstig war, noch an demselben Abend abzusegeln. Jonas, der der Wegmeierschen Familie unter den Händen weggekommen war, als sie eben ein Boot genommen hatten, um an Bord der Amazone zurückzugehen, war schon für verloren gegeben, denn Madame Wegmeier behauptete steif und fest „die Barbaren würden ihn fressen — sie hätte schon in Braunschweig gehört, daß es in Spanien und Portugal Kannibalen gäbe, die ihre Mitmenschen, anstatt sie zu lieben, verzehrten und nun wisse sie es gewiß — ihr armer unglücklicher Sohn sei einer solchen Bande in die Hände gefallen." Jetzt hatte sie sich freilich in Etwas beruhigt und dankte nur ein über das Mal dem lieben Gott, daß er ihr den geliebten Erben lebend und ungebraten zurückgegeben habe.

Bald erreichten sie nun mit der Ebbe, die sie pfeilschnell den Stom hinunter trug, die Stelle wo die harrende Amazone lag. Die Fallreepstreppe wurde ausgeworfen und wenige Minuten später, obgleich es keine Kleinigkeit war, Madame Wegmeier die schwankende Leiter hinaufzuschaffen, standen die Passagiere wieder sämmtlich an Deck.

5.

Die Azoren.

Der Capitain hatte jetzt aber keine Zeit ihre verschiedenen Schicksale anzuhören, noch war er mit einigen Beamten beschäftigt, die das Hafengeld in Empfang nahmen, dann lohnte er die dort angenommenen Arbeiter ab, und nun flatterten aufs Neue die Segel in der munteren, frischen Brise; das Singen der Matrosen schallte durch die stille Luft, als sie die Brassen anzogen und die Segel stellten und bald darauf glitt der stolze Bau majestätisch durch die sich leise kräuselnden Wellen.

Erst als die Passagiere fröhlich beim Mahl saßen, mußte Jonas erzählen, wie es ihm ergangen und was in aller Welt ihn stets dahin gebracht hatte, wo er aus einer Verlegenheit in die andere kam. An dem ersten Fall war er aber ziemlich unschuldig gewesen, und nur sein gewöhnliches „Malheur," wie er selbst sich ausdrückte, konnte ihn auf eine Stelle geführt haben, wo man ihn für einen Ausländer hielt, der mit dem betrügerischen Spanier unter einer Decke stäke, und einzig und allein deßhalb nach Oporto gekommen sei, um die Portugiesen im Getreideverkauf zu betrügen. Da er auf alle ihre Fragen nicht geantwortet, hatte man das für Verstocktheit genommen und wollte ihn schon, wohl oder übel, in's Gefängniß schleppen, als ihm noch glücklicher Weise ein Landsmann, den der Lärmen zufällig herbeigerufen, zu Hülfe kam und den Irr-

thum aufklärte. Im zweiten Fall war er freilich eben so unschuldig gewesen, dennoch aber gegen die nun einmal bestehenden Sitten und Gebräuche der Portugiesen angestoßen.

Ein Kranker nämlich, der seinen Tod erwartete, hatte nach dem Priester gesandt, um noch vor seinem Ende die letzte Oelung zu erhalten. Der Priester begiebt sich aber nur unter verschiedenen Feierlichkeiten auf einen solchen Weg. Vier Männer tragen über ihm einen Baldachin, Andere folgen, brennende Wachskerzen in den Händen und voran geht ein Knabe, der durch das Klingeln einer kleinen Glocke das Nahen des Allerheiligsten verkündet. Wer in die Nähe der Hostie kommt, muß ihr die gehörige Ehrfurcht bezeigen, die Frauen eilen auf den Balkon und knieen dort nieder, wer an der Tafel sitzt, erhebt sich — Reiter steigen von ihren Thieren und knieen nieder, oder verbeugen sich wenigstens mit entblößtem Haupt und Alles verharrt in tiefster Ehrfurcht und Demuth, so lange das Glöckchen noch gehört, oder der Schein der Kerzen gesehen werden kann. Vor dem Hause des Sterbenden theilt sich der Zug, indem der Priester mit seinen nächsten Begleitern im geräuschvollsten Gepränge eintritt, die Uebrigen aber laut singend vor der Thür zurückbleiben. Welchen Eindruck dieß schauerliche Todtenamt, denn als solches kann es doch nur betrachtet werden, auf den Kranken machen muß, läßt sich denken; wenn ihn der Geistliche verläßt, ist es, als ob er schon nicht mehr dieser Erde angehöre, denn damit haben die Lebenden von ihm Abschied genommen.

Früher nun, als das Volk noch bigotter war wie es jetzt ist, wäre ein Fremder oder Einheimischer, der der Hostie nicht die ihr gebührende Ehrfurcht erwieß, wenigstens gesteinigt worden, und wenn sich auch die Gesinnungen in dieser Hinsicht etwas gemäßigt haben, so mag sich der immer glücklich schätzen, der in solchem Fall mit Drohungen und den nicht freundlichsten Schimpfreden wegkommt. Eine solche Procession war also die Straße herabgekom-

men, als die Familie Wegmeier gerade das Boot besteigen wollte, um zum Schiffe zurückzukehren; Jonas aber, der das Glöckchen hörte, war mit weit aufgerissenen Augen und damit im Verhältniß stehenden Kinnladen halten geblieben, das noch nie gesehene Schauspiel zu betrachten. Da jedoch in Braunschweig die Bürgergarde sehr oft, und noch dazu mit klingendem Spiel, durch die Hagenbrücke marschirt war, ohne daß Jonas Wegmeier die Mütze abgenommen hätte, oder gar niedergekniet wäre, so fiel ihm das hier ebensowenig ein, im Gegentheil drückte er sich den neuen Biber noch recht fest auf den Kopf, damit er ihn im Gedränge nicht verlöre und blieb nun, die Hände in den Beinkleidertaschen, ganz behaglich an die eine Ecke gelehnt, an welcher der Zug vorbei mußte.

Kaum erreichte aber der Baldachin seine Nähe, als sich Jonas plötzlich, zu seinem unbegrenzten Erstaunen, im Stockfinsteren fand, denn ein eifriger Katholik, dem die übermüthige Stellung des Ausländers misfallen, hatte ihm in frommer Entrüstung den Biber über die Augen bis auf die Schultern getrieben, und der nachdrängende Pöbel, anstatt Mitleiden mit der sicherlich unbequemen Lage des Armen zu haben, schien so erfreut über das plötzliche Begegnen mit dem Fremden, daß sich Jeder, zum Andenken an diese Stunde, einen Lappen von Jonas Rock herunterriß, bis sich an diesem gar nichts reißbares mehr vorfand und nur, wie an einem skelettirten Blatte, die Näthe sitzen geblieben waren.

Zum größten Unglück mußte nun auch noch der Bootsmann, der die Familie Wegmeier auf die Amazone zurückbringen sollte, taub sein, und trotz allem Schreien und Winken, was er für Gott weiß was nahm, stieß er das Boot vom Ufer ab, da man Jonas Abwesenheit etwas spät bemerkt hatte. Erst nach einer geraumen Zeit konnte man dem alten Mann begreiflich machen, es solle wieder gelandet werden, um noch einen zurückgelassenen Passagier einzunehmen. In der Zwischenzeit waren, sehr apropos, unsere Jagd-

gefährten gekommen und hatten den armen Jonas den Händen des fanatischen Pöbels entrissen. Der betheuerte aber jetzt mit der ernsthaftesten Miene von der Welt, er wäre, wenn sie ihm nur in dem Augenblick Zeit gelassen, von Herzen gern niedergekniet und hätte den fürchterlichsten Eid abgelegt, nie wieder die Braunschweigischen Grenzen zu überschreiten, wenn er überhaupt jemals lebend dorthin zurückkehre, denn das Reisen in fremden Ländern sei — das nehme ihm Niemand übel — eine Pferdearbeit!

Der Capitain, der übrigens kaum das Lachen verbeißen konnte, tröstete ihn, so gut es gehen wollte, mit einem Zufall, der schon manchen Fremden betroffen; sagte ihm aber auch, es könne ihm als Warnung dienen, da sie aufs Neue einem katholischen Besitzthum, der Insel Madeira in den Canariden zueilten, und er dort vielleicht einer ähnlichen Procession begegnen möchte. Jonas verschwor sich aber jedoch hoch und theuer unter keiner Bedingung das Schiff wieder zu verlassen, bis dieses das Ziel seiner Fahrt, die Kapstadt erreicht habe.

Die Amazone schoß jetzt schäumend, von einem günstigen Ostwind getrieben, in südwestlicher Richtung den Canariden zu und wenn auch das Takelwerk des neuhergestellten Bugspriets noch nicht ganz in Ordnung war, so ließ sich das doch leicht unterwegs zu Stande bringen; ein Vorstagsegel war indessen immer gesetzt und munter theilte das schöne Fahrzeug die spritzenden, schaukelnden Wogen.

Die Abendmahlzeit war beendet, die Wache abgetheilt und der größte Theil der Passagiere hatte sich, von den ungewohnten Anstrengungen ermüdet, in seine Schlafstellen zurückgezogen, nur Günther konnte nicht schlafen und stieg, nachdem er sich wohl eine Stunde lang auf seinem Lager umhergeworfen hatte, wieder an Deck, und lehnte sich schweigend über Bord, das wogende, jetzt in der Dunkelheit der Nacht wie mit Millionen Funken übergossene

Meer zu bewundern. Es war aber auch ein wonnevoller Anblick; düster und schaurig, wie in seinen ewigen Pulsschlägen, wogte, ja athmete der gewaltige Ocean, und zwischen den weißen, funkelnden Schaumadern hin, blitzte und glitzerte es, wie von tausend und tausend Feuerkäfern belebt, und Leuchtkugeln gleich schossen glühende Blasen durch die kristallene Tiefe bis sie weit unten, wie ein weißer bleicher Schein verschwammen. Hinter dem Schiff aber, wo der kräftige Kiel das Fahrwasser durchschnitt und sich die erregte Fluth, an beiden Seiten hingleitend, um das Steuer sammelte und hier kochte und zischte, da schien sich das Element selbst verwandelt zu haben und nicht Wasser mehr, sondern Feuer trug den tanzenden, mastengekrönten Bau.

Günther kam es vor als ob da unten, weit unten, in unergründlicher Tiefe eine Stadt liegen müsse, und als ob von dort herauf die Lichter glänzten und die Fackeln schienen. So fest heftete er dabei den Blick auf diese nimmerrastenden Strahlen, daß er schon fast glaubte, die still und leise durcheinanderwogenden Gestalten und wunderlich von Korallen und Muscheln aufgebauten Paläste erkennen zu können, als plötzlich eine Hand seine Schulter berührte und ihn mit rauhem Griff aus seinen schönen Träumen in die trockene Wirklichkeit zurückrief.

„Sie betrachten das Leuchten des Meeres?" sagte die etwas heisere Stimme des Herrn Kaffalt nach kurzer Pause. „Ja, ja" fuhr er dann fort, als ihm Günther nur durch ein stummes Kopfnicken geantwortet hatte. „Ueber dieses Leuchten des Meeres hat sich schon Mancher den Kopf zerbrochen, und Viele wollen es von Elektricität des Seewassers herleiten und bringen auch darüber viele und wirklich scheinbar richtige Beweise. Andere wieder behaupten, es rühre von den in Fäulniß übergegangenen Thieren her, die eine Phosphorsäure entwickelten. Man wollte dieß vorzüglich damit beweisen, daß man Fische im Meerwasser faulen ließ und

das Wasser dadurch, wenn man es später umrührte, so leuchten machte, daß man sogar die Ziffern auf einer Uhr erkennen konnte. Jetzt scheint man jedoch ziemlich darüber im Klaren zu sein, daß der ganze Glanz des Meerwassers von lebenden Thieren und Thierchen herrührt, von denen es besonders in den heißeren Zonen solche Massen giebt, daß sie das Meer bis in seine innerste Tiefe zu erleuchten scheinen. Dieser Glanz wird auch wirklich manchmal so stark, daß man in bedeutender Tiefe Fische erkennen kann, die theils ruhig die Fluth durchziehen, theils wie ein Feuerstrahl vor dem nahenden Fahrzeug fortschießen. Das ist jedoch nicht immer der Fall und es müssen zu solchem Leuchten günstige Zeitperioden sein, um es so recht in seinem Glanze bewundern zu können, wie z. B. heut Abend. Kommen wir aber noch weiter südlich, so nimmt auch dieser Schein zu, und besonders prachtvoll werden wir ihn unter dem Aequator finden."

„Dieses innere Leuchten des Meeres habe ich auch schon manchmal im Hafen gefunden, wo man die Ankerketten bis tief hinunter erkennen konnte. Holt man nun einen Eimer voll von dem Seewasser herauf und betrachtet es in der Nähe, so wird eine Anzahl kleiner Pünktchen sichtbar, die alle dem, an was sie sich hängen, ihren Glanz mittheilen; seiht man das Wasser durch — besonders durch Löschpapier — so bleibt der ganze Glanz mit den Thierchen an diesem selbst, denn daß es wirklich Thiere sind, läßt sich klar und deutlich durch ein Mikroskop erkennen. Ein so starkes Licht verbreiten sie dabei, daß wir, ginge die See nur ein wenig unruhiger, am Bugspriet, wo die Wellen stets am meisten aufspritzen, nicht zu kleinen Druck würden lesen können."

„So ist es also doch etwas Lebendiges, was dieses Licht hervorbringt," sagte Günther — „ich glaubte schon, Sie würden ihm alle lebenskräftige Existenz absprechen wollen; es wäre ein trauriger

Gedanke, jenen wundervollen Schein nur einer Elektricität zuschreiben zu müssen.“

„Nicht so hitzig, mein junger Freund,“ lächelte Herr Kaffalt — „lassen Sie uns Parrots Erklärung, das Leuchten des Meerwassers nehmen, und da wird Ihre lebenskräftige Existenz schon um Vieles die Saiten herunterspannen müssen. Dieser sagt nämlich, das Phänomen sei leicht erklärbar, wenn wir ein wohlbekanntes Produkt animalischer Fäulniß, das gephosphorte Wasserstoffgas als Grundursache nähmen. Nach Verhältnissen der Lebensperioden nämlich müssen, zu gewissen Jahreszeiten, gewisse Thiergattungen ihre Lebensfunctionen vollendet haben und in Fäulniß übergehen, mithin dieses Gas erzeugen, und zwar einige Gattungen in größerem Ueberfluß als andere, was denn zugleich die Ursache wäre, weshalb dieses Leuchten nicht jeder Zeit beobachtet werden kann. Das Phosphorwasserstoffgas entwickelt sich sehr langsam auf der Oberfläche des Wassers, und seine Entzündung an der atmosphärischen Luft ist in der Regel so schwach, daß sie nicht wahrgenommen werden kann. Entsteht aber eine Bewegung, die durch sich selbst die etwas tiefer liegenden und mit dem Gas mehr geschwängerten Theile des Wassers heraufbringt, so wird die Entzündung merklich, und desto stärker, je mehr die Art der Bewegung geeignet ist, dieses Umkehren des Wassers zu erzeugen. In heißen Himmelsstrichen also, wo die Fäulniß schneller vor sich geht, ist schon ein sanfter Wellenschlag dazu hinreichend, in kälteren Zonen erfordert es dagegen eine raschere Bewegung und es begreift sich, daß, wenn die oberen Schichten eines Eimers Meerwasser eine Zeitlang durch künstliche Bewegung geleuchtet haben, sie dann auch wieder einer kurzen Ruhe bedürfen, um aus den unteren Schichten neues Gas zu erhalten, ja endlich ihr ganzes Gas verlieren müssen.“

„Daß das Leuchten des Meerwassers aber auch häufig von le-

benden Thieren herrührt, ist eine, durch fast alle Seefahrer bezeugte Thatsache. Das Meer besitzt einen ungeheuren Reichthum an solchen Thieren und zu den bekanntesten gehören wohl die Pholaden, Medusen, Nereiden, Sepien, Beroen, Salgen, Squillen oder Garnelen; ferner die Wasserflöhe, viele Arten von Krebsen ꝛc. ꝛc. Die **Seefeder** verbreitet ein so starkes Licht, daß man die Fische, die mit ihr in einem Netz gefangen werden, deutlich erkennen kann. Besonders aber sind es Infusionsthierchen, die das Meerwasser leuchtend machen; man kann sie freilich ihrer Kleinheit und der Durchsichtigkeit ihres Körpers wegen am Tage gar nicht erkennen, wogegen sie in der Nacht wie kleine Lichtstäubchen erscheinen. Zu manchen Zeiten wimmelt das Meer von diesen Geschöpfen, und man hat schon drei und vier in einem einzigen Wassertropfen entdeckt. Rigaud erzählt, daß an den französischen Küsten, von der Mündung der Garonne bis nach Ostende, und im Ocean, von dem Brester Hafen bis nach den Antillen und nach Newfoundland, das Wasser jenen Glanz von kleinen Polypen erhalte, die einen durchsichtigen runden Körper, kaum von der Größe eines Nadelknopfs, mit einem einzigen, den sechsten Theil einer Linie langen Arme haben. Diese Polypen werden leuchtend, wenn das Meerwasser in Bewegung geräth, was auch schon dadurch geschieht, wenn sich ihnen ein anderes größeres Thier nähert. Ihr Glanz verbreitet sich über den ganzen Körper, verlischt aber nach dem Tode, wie das ja auch bei unseren leuchtenden Landinsekten der Fall ist."

„Welch ein großartiger Gedanke ist das," sagte Günther, „wenn man sich den ungeheuren, diamantreinen Ocean mit seinen Kristallkuppeln denkt, wie ihn diese Myriaden leuchtender Thiere durchziehen und Lichtstrahlen bis in die innersten Tiefen jener sonst durch Nichts erleuchteten Nacht tragen."

„Ei wie poetisch," lächelte Herr Kaffalt — „**diamantreine Kristalldom** — kosten Sie einmal ein Glas von diesem diamant-

reinen Kristalldom und dann passen Sie auf wie schlecht Ihnen danach wird. Ich weiß nicht, mir kommt der Ocean immer vor wie ein ungeheures Vomitiv; freilich hat er auch dabei seine guten Seiten, denn er erspart zum Beispiel langweilige und unbequeme Landreisen, aber doch auch wieder sehr viel — ja ungemein viel schlimme und häßliche."

„Das war allerdings ein prosaischer Vergleich für meine kristallene Welt," erwiederte Günther.

„Allerdings prosaischer als Ihre verzauberte Maurinn!" lachte Kaffalt.

„Verzauberte Maurinn?"

„Nun ja, das schöne maurische Mädchen von gestern Abend, was sich mit seinen durchsichtigen Engelszügen bei Ihnen einquartirt zu haben scheint."

„Und hörten Sie nicht was Dom Avila darüber sagte?"

„Puh — Dom Avila ist ein Portugiese, und schwärmt für seine alten maurischen Gespenster, wie sich das von selbst versteht."

„Aber jener Schatten" —

„Da haben Sie das ganz richtige Wort gewählt. Es war wirklich ein Schatten und weiter Nichts. Ich habe dasselbe gesehen."

„Sie?"

„Allerdings ich; und weil ich die alte Sage von der Moira incantada kannte, so nahm ich mir die Mühe und ging hinüber, in jenes geisterhafte Zimmer, um zu sehen wo oder was eigentlich da drüben spuke. Was war es? ein alter schwerseidener Vorhang, der als Betthimmel von einem hohen Gestell, an der hinteren Zimmerwand niederhing. So lange der Mond von einer gewissen Richtung aus in's Zimmer fiel, mußte das unfehlbar einer Gestalt, und der langen Falten wegen, einer weiblichen Gestalt gleichen, sobald der Mond aber hinter einer Wolke verschwand, wie es bei

Ihnen der Fall war, so hörte das Bild auf dazustehen, und es kam Ihnen so vor als ob es, um zu beten, auf die Kniee niedersänke — da haben Sie Ihre ganze Gespenstergeschichte.

„Sie erwähnten eine **Moira incantada**? welche Bewandtniß hat es mit der?“

„Das kann ich Ihnen mit wenigen Worten sagen. Ich glaube es giebt wenige alte Sitze in Portugal, und wohl noch mehr in Spanien, die nicht ihre **Moira incantada** oder ihre bezauberte Maurin haben, und es sind das, wie die weiße Dame in Schottland, ganz unschuldige und oft sogar gutmüthige Geister. Die **Moira incantada** kommt mir aber vor, wie die Figur mit der ungekehrten Fackel auf den Leichensteinen; sie trauert über die gesunkene Größe ihres Stammes und beweint das Heldenvolk, das sie einst das ihre nannte. Manche legen ihr freilich auch noch nebenbei eine etwas materiellere Beschäftigung unter, die alt vergrabenen Schätze nämlich zu bewachen und sie soll sich sogar zu Zeiten irgend einen glücklichen Sterblichen zu ihrem Günstling wählen, dem sie dann, er weiß selbst nicht woher, einen Theil ihres vergrabenen Goldes zukommen läßt, oder ihn sonst auf irgend eine Art und Weise beschützt und unterstützt. So strenggläubig die guten portugiesischen Katholiken aber auch sonst sein und so sehr sie alles Heidnische verabscheuen mögen, so halten sie es doch für keine Sünde, einer dieser schönen Heidengespenster zum Dank verpflichtet zu werden, obgleich ihre Vorväter das wahrlich nicht um jenes unglückliche Geschlecht verdient hatten.“

„Doch, bester Freund — es ist Zeit zum Schlafengehen — die Hundewache beginnt und — wenn's Ihnen recht ist, gehen wir lieber zu Bette.“ Günther folgte, aber nicht mit freudigem Herzen, denn der Mann hatte durch seine kalten Vernunftschlüsse einige seiner schönsten und liebsten Bilder zerstört, und als er am andern

Morgen neben dem Rittmeister wieder auf dem Verdeck stand, konnte er seinen Unmuth nicht länger zurückhalten und sagte zu diesem:

„Ich weiß nicht wie es kommt, aber dieser Herr Kaffalt fängt mir wirklich an unheimlich zu werden — es ist etwas so Todtes — Abgeschlossenes in dem Mann, daß es mir manchmal vorkommt, als gehöre er dieser Erde gar nicht mehr an, und wandle nur hier zwischen uns, wie der ewige Jude seine öde — entsetzliche Bahn.“

„Sie sind ihm gram geworden, lieber Günther,“ lächelte der Rittmeister, des jungen Mannes Hand ergreifend, „weil er Ihnen den Glauben an Ihren schönen Geist genommen, ja gewissermaßen ein Luftschloß zerstört hat, das Sie sich mit den schönsten und buntesten Farben aufgebaut. Das geht uns manchmal so auf der Welt, und die rauhe Hand der Wirklichkeit greift so kalt und unerbittlich in unsere liebsten Träume, daß wir oft wünschen, wir wären nie erwacht, und wenn es ein Traum war. Aber das geht nun einmal nicht anders, und gebe nur Gott, daß Sie es nie auf herbere, schmerzlichere Art erfahren. Darin muß ich jedoch Herrn Kaffalt Recht geben, der Mondschein hat Sie getäuscht und ich mochte nur damals, als Dom Avila Ihren Geisterglauben so lebhaft vertheidigte, Nichts dagegen sagen, weil es erstlich sehr schwer hält, ja oft unmöglich ist, das mit Jemandem aufgewachsene Vorurtheil wegzudisputiren, und weil ich zweitens in dieser Hinsicht gerade anders denke als Herr Kaffalt, und den Leuten eben einen solchen Glauben, der ihnen Nichts schadet, wohl aber unsägliches Vergnügen gewährt, gern lasse.“

„Aber ich sah doch deutlich wie sie sich bewegte, ja ich konnte jeden Zug ihres Gesichts erkennen. Unter Tausenden wollte ich sie wieder herausfinden.“

„Lieber Günther, wir sind nun einmal auf das Kapitel gekommen und ich muß Ihnen also, wenn auch nur mit wenigen

Worten, meine Meinung darüber sagen. Ein Geist kann es nicht gewesen sein, denn Geister sind eben Geister und keine Körper, können also nichts Körperliches, nichts Sichtbares an sich haben; was aber das Bewegen anbetrifft, so brauchen Sie das Experiment nur einmal Abends im Mondschein zu machen, wenn Sie im Wald sind; ich habe es tausendmal versucht. Dann stellen Sie sich ruhig unter einen Baum und suchen sich irgend einen entfernten Gegenstand aus, der Aehnlichkeit mit der Gestalt eines Menschen hat; Sie werden nicht lange zu suchen brauchen. Den fassen Sie fest in's Auge, aber recht fest, und bald wird es Ihnen vorkommen, als ob er den Arm hebe, hin- und herschwanke, sich umdrehe, mit dem Kopfe nicke, und allerlei sonstige, ganz natürliche Bewegungen mache. Die meisten Gespenstergeschichten entstehn auf solche Art, wenn die Leute, anstatt näher zu gehen und sich selbst von dem zu überzeugen, was sie zu sehen glauben, fortlaufen und nun zu Hause Stein und Bein schwören, Sachen begegnet zu sein, die in's Aschgraue gehn. Aber kommen Sie, das ist ein undankbares Kapitel, noch dazu an einem so wunderlieblichen, sonnenklaren Morgen wie der heutige ist; und sehen Sie nur jene wunderlichen Pflanzen und Thiere, die da überall auf der Oberfläche dieses prachtvoll blauen Wassers umherschwimmen."

„Ich habe mir schon lange gewünscht etwas von den Sachen aufzufangen," sagte Oskar, der jetzt zu ihnen trat, „mein kleines Netz dazu ist auch noch da, nur fehlt mir eine leichte Stange, denn die langen Bootshaken, die sie hier an Bord haben, kann ich nicht mehr regieren, sie sind mir zu schwer."

„Das wußte ich wohl," entgegnete ihm lächelnd der Rittmeister, „und habe in Oporto daran gedacht. Gehn Sie nur einmal zum Zimmermann und bitten Sie ihn um das, was er mir besorgt hat."

Oskar ließ sich nicht lange bitten und kehrte bald in höch-

ster Freude mit einer trefflich leichten Stange zurück, an die er jetzt, von Günther und dem Rittmeister unterstützt, das kleine runde Netz befestigte, das er sich selber geflochten. So ausgerüstet trat er an die Leeseite, als die niedrigste des Schiffes, und beobachtete mit Adleraugen die unter ihm dahinschießende Fluth. Mehres hatte er auf solche Art zu Tage gefördert — verschiedene Pflanzen, eine Menge gallertartige Thiere, die wie große, lebende Geldbeutel in schönen blau und weißen Farben dicht unter der Oberfläche dahinschwammen und fortwährend auf- und zugingen; Schneckenhäuser, fast ganz denen ähnlich die man in Gärten findet, Stückchen aufgeweichtes Holz, das sich wie ein Tau binden ließ und viele andere wunderliche, aber stets interessante Sachen, als plötzlich ein blasenartiges Ding dahergeschwommen und glücklicher Weise nahe genug zum Schiff kam, um von dem vor Eifer zitternden Oskar an Bord gezogen zu werden.

Es war ein Nautilus und der kleine Naturforscher erschrak nicht wenig, als er mit den langen, polypenartigen Fasern, die von ihm ausgingen, den oberen Theil seiner Hand berührte und nun denselben Schmerz empfand, als ob er in Brennnesseln gegriffen hätte. Er ließ sich aber dadurch nicht abschrecken seinen köstlichen Fund genauer zu beobachten.

Das ganze Thier schien nur aus einer dünnen, aufgeblasenen Haut zu bestehen und spielte wunderschön in roth und blauen Farben, dabei hingen Fühlfäden, wohl vier Fuß lang, daran hinunter; es wurde aber bald welk und matt, verlor den Glanz und trocknete endlich wie eine hausenblasenartige Masse zusammen.

„Wie schön sieht ein solches Thierchen in seinem Elemente aus,“ sagte Herr Bodmer, der zu seinem Sohn getreten war, „und wie traurig verändert es seine ganze Beschaffenheit, sobald es dem entrissen wird.“

„Und geht das nicht auch ebenso den Menschen?“ erwiederte der

Rittmeister, „sehen Sie nur wie höchst elend zum Beispiel die Seekranken aussehen. Es sind ebenfalls ihrem Element entrissene Landgewächse, die sich erst an ihre nautische Verpflanzung gewöhnen müssen. Bei dem Menschen geht aber so etwas noch eher — er findet sich leicht in verschiedene, ihm selbst kaum zusagende Verhältnisse, das schwächere Geschöpf unterliegt aber.“

„Bitte um Verzeihung!“ lachte Herr Kaffalt — „das stärkere ebenso leicht. Wie Sie bemerken ist der Nautilus in ein ganz anderes Element gekommen — es war nicht blos eine Luftveränderung, und wenn Sie uns in's Wasser oder Feuer steckten, möchte wohl schwerlich von „kaum zusagenden Verhältnissen“ mehr die Rede sein.“

Das Gespräch nahm hier eine andere Wendung, denn Oskar hatte eben wieder ein sonderbar gestaltetes Geschöpf gefangen, und ging nun mit dem Rittmeister und seinem Vater in die Cajüte hinunter, es aufzubewahren. . . . .

„Wie Schade ist's,“ sagte Günther am nächsten Morgen, als er, den Arm um eine der Pardunen geschlungen, auf dem Bord des Schiffes saß, und sich eben wieder mit seinem Freund, dem Rittmeister unterhalten hatte, „wie Schade ist's, daß wir die Azoren nicht mit berühren. Ich habe diese herrlichen Inseln schon so oft rühmen hören und hätte sie gar so gerne selber gesehn.“

„Wir werden dafür bei Madeira anlanden,“ erwiederte Jener, „und solche große Verschiedenheit herrscht doch nicht zwischen den Canariden und Azoren, daß man nicht wenigstens einen Vergleich anstellen oder sich eine Art Begriff von ihnen machen könnte. Uebrigens weiß ich, daß sich unser Capitain dort, und besonders auf der Hauptinsel Terceira, sehr lange aufgehalten hat, und da Wind und Wetter jetzt günstig, wie das Schiff wieder in ziemlich gutem Segelstand ist, so denk ich wird es uns nicht schwer werden, ihn heute Abend zu einem etwas ausführlicheren Bericht über jene

vom blauen Ocean umwogten Inselländer zu bewegen. Es kommt auf eine freundliche Bitte, auf ein gutes Wort an."

An beiden fehlte es denn auch nicht und Capitain Barring, dessen einzige Schwachheit es vielleicht gerade war, sich gern und weitläuftig über die Scenen und Länder auszulassen, die er erlebt und besucht hatte, begann, als sie am Abend ihr Mahl beendet, etwa folgendermaßen seine Erzählung:

„Die Azoren sind, um beim Anfang anzufangen, ein aus neun Inseln bestehender Archipel zwischen dem 36—39 Grad nördlicher Breite, mögen etwas über 50 Quadratmeilen enthalten und auf diesen leben ungefähr 200,000 Einwohner, größtentheils Portugiesen, wie denn die Inseln selbst auch zu Portugal gehören.

Die einzelnen Inseln heißen:

Terceira — und von dieser, als der wichtigsten, werde ich später noch besonders sprechen. —

San Jeorge, San Miguel, Fayal, St. Maria Graciosa, Pico, Corvo, Flores und neben den Formigas Klippen noch mehre andere kleinere.

San Miguel ist die größte von diesen Inseln, 15 Quadratmeilen mit 85,000 Einwohnern. Wie alle übrigen Theile dieser Inselgruppe ist sie mit Ueberresten vulkanischer Ausbrüche bedeckt, und Vulkane und Erdbeben müssen auch in früheren Zeiten auf allen wesentliche Veränderungen bewirkt haben. Die Vulkane scheinen zwar jetzt erloschen, brennen aber sicherlich im Inneren noch fort, wovon denn auch die heißen Quellen im Farna-Thal wohl den vollgültigsten Beweis liefern.

Ich habe jenes Thal einst besucht und dort war mir besonders eine kleine Anhöhe interessant, auf welcher die wichtigsten Quellen entsprangen. Diese mochte eine englische Quadratmeile im Umfang haben, und Kies, Bimssteine, Lava, Thon, Marmor, Eisenerz, Oker ꝛc. ꝛc. lagen überall umhergestreut. Das merkwürdigste

aber waren die heißen Quellen. Diese bilden größtentheils Bäche und stoßen in ihrem Laufe Schwefeldämpfe aus, die sich, besonders bei ruhigem Wetter, zu nicht unbeträchtlicher Höhe erheben. Die größte dieser siedenden Quellen heißt Caldeira und man hat ihre Tiefe noch nicht erforscht. Ihr Wasser ist in fortwährender Aufwallung, der Dampf schwefelartig und der Geruch gleicht verbranntem Schießpulver.

Nicht weit von dieser entfernt ist die zweite größte, La Forga, aber nur selten kann man, des dicken Schwefeldampfes wegen, die Oberfläche des stets heftig wallenden Wassers erblicken.

Außer diesen giebt es noch eine Menge anderer, sowohl heißer als kalter Quellen, und sogar an vielen Orten wo der Bach nicht selbst zu Tage sprudelt, steigt Dampf aus den Felsspalten vor und kündet das darin gährende Toben und Kochen. Legt man das Ohr an eine solche Spalte, so kann man es da drinnen brausen und rumoren hören, man läßt es aber lieber bleiben. Als wir nämlich dort waren, befand sich auch ein dicker wohlbeleibter Berliner in unserer Gesellschaft, der Alles was er sah und hörte sorgfältig aufnotirte, und in jeden Winkel, in jede Ecke, wo er irgend etwas Außergewöhnliches vermuthen konnte, seine Nase stecken mußte. Der hatte denn auch kaum von unserem Führer vernommen, daß man, wenn man an diesen Rauchspalten horche, ganz absonderliche Töne vernehmen könne, als er nicht ruhte bis er eine besonders unruhige gefunden hatte, um nun sein Ohr recht fest dagegen zu pressen. Zwar warnte ihn der Führer jetzt, sich in Acht zu nehmen, denn es sei solch innerlichem Gähren nicht immer zu trauen, unser dicker Berliner ließ sich aber nicht irre machen, behauptete steif und fest, er höre merkwürdige Töne, und es käme ihm sogar vor, als ob er einzelne und ziemlich deutlich ausgestoßene Worte verstehen könne, bei denen er nur noch nicht recht daraus klug würde, welcher Sprache sie angehörten; als er plötzlich mit einem

lauten Angst- und Schmerzschrei emporfuhr und, sich die Backe haltend, wie besessen auf einem Beine herumsprang. Sein Unglück wurde uns auch bald klar, denn wie zum Hohn spritzten gleich hinterher noch mehre feine Strahlen heißen Wassers durch den engen Raum, der gute Mann hatte sich, seiner Wißbegier zu genügen, recht ordentlich verbrüht.

Der Geschmack dieser verschiedenen Quellen wechselt. Einige sind mit Schwefelsäure geschwängert, andere mit Kohlensäure, einige haben einen Alaun- und Eisen-, andere einen Schwefel- oder Schießpulver-, und wieder andere gar keinen Geschmack. Die Einwohner machen sich aber diese heißen Wasser zu Nutze und selbst das Vieh kommt im Sommer in die Nähe der Dämpfe, um sich die Stechfliegen und Insekten vom Leibe zu halten.

San Miguel handelt mit Lissabon, England, Amerika und Rußland — schickt nach Portugal Getreide, Hülsenfrüchte, Gemüse, Vieh und Geflügel und erhält dagegen Zucker, Tabak, Kaffee, Kirchendispensen, Heiligenbilder, Reliquien, Kinderspielzeug ꝛc. ꝛc. Auch nach England gehen jährlich viele mit Früchten beladene Schiffe, die Tücher, kurze Waaren und Quincallerien dafür zurückbringen. Von Amerika erhält sie Bauholz, Bretter, Dauben, getrocknete Fische, Harz und verschiedene indische Waaren, die großentheils mit Wein bezahlt werden. Derselbe Handel besteht mit Rußland, von den Canariden erhalten sie dagegen für ihre Waaren baar Geld.

Corvo ist eine der kleinsten und nördlichst gelegenen Inseln — die einzige auch, auf der es im Winter — die hohen Gebirge der übrigen ausgenommen — friert. Was sie aber merkwürdig macht ist der, an der Nordseite der Insel gelegene alte Caldeira oder Krater (Caldeira bedeutet „großer Kessel"), der hier ein ungeheures Bassin bildet. Vielleicht entstand einst die Insel durch eben diesen, jetzt wahrscheinlich erloschenen Vulkan, wie die Sabrine Insel,

die im Jahr 1811 aufgeworfen wurde und auch noch in demselben Jahr wieder verschwand, so-daß dort jetzt 15 Faden Wasser stehn. Wie dem auch sei — der Krater verdient auf jeden Fall unsere Aufmerksamkeit und die Zeichnung mag ihn noch mehr versinnlichen.

Der Berg, in dessen Gipfel er sich befindet, ist 2200 Fuß über der Meeresfläche erhaben. Der Krater ist 1000 Fuß tief und hat acht Meilen im Umkreis. Klippen starren dabei an der Nordseite bis fast zum Rande empor, jeder Winter aber mit seinen Stürmen und Unwettern reißt mächtige Stücken von ihnen nieder, und schleudert sie donnernd in die Schlucht hinab.

Das Innere dieses Kraters wird größtentheils zu Weiden verwendet, selbst Mais an einzelnen Stellen, und auf dem sehr fruchtbaren Boden gezogen. Den Mittelpunkt desselben bildet aber ein, mit kleinen zerstreuten Inseln bestreuter See, und man will behaupten, daß diese Diminutiv-Eilande wie ein Modell der Azoren im Großen geordnet wären.

An der Südseite der Insel liegt ein kleines Städtchen von etwa dreihundert Einwohnern.

Terceira, eine andere Insel der Azoren ist nicht ganz so groß als San Miguel, aber sowohl in geschichtlicher Beziehung merkwürdiger, als auch sonst wichtiger wie ihre übrigen Schwestern. Auf ihr befindet sich die Hauptstadt der gesammten Azoren „Angra," die Residenz des Civilgouverneurs. Die Bevölkerung der ganzen Insel wird aber nur etwa auf 40,000 Seelen geschätzt, von denen 12,000 in Angra wohnen. Neben dieser letzteren sind noch drei kleinere, unbedeutendere Städte, Praya, (das im Juni 1841 durch ein Erdbeben zerstört wurde) St. Sebastian und Villa nova.

Die Hauptprodukte sind Wein, Getreide und Färberflechte. Sonderbarer Weise benutzt man aber den hier gewonnenen Wein fast einzig und allein dazu, Branntwein daraus zu machen und bezieht sein Getränk dafür von der Nachbarinsel Fayal.

Die Küste in der Umgegend der Hauptstadt ist hoch und steil und die am leichtesten zu ersteigenden Stellen sind gehörig mit Batterien versehen; Terceira ist deßhalb stets ein sehr fester Punkt gewesen, der in früherer Zeit schon Dom Miguel manches Kopfzerbrechen gemacht und ihn weidlich geärgert hat.

Das Militair besteht aus 1200 Mann regelmäßigen Truppen und 2000 Milizen. Im Fall der Noth ist aber jedes waffenfähige Individuum Soldat, und eine nicht zu verachtende Wehr der wackeren Insulaner bildet dann der lange, schwere, mit spitzer Stachel bewehrte Stock derselben, mit dem sie sonst gewöhnlich ihr Vieh treiben.

Der Monte Brazil, der höchste der Berge, möchte hier noch eine Erwähnung verdienen. Er bildet eine Halbinsel, die im Osten durch die Bai von Angra, im Süden vom offenen Meere, im Westen durch die Leuchtthurm-Bai und im Norden von der Erdenge begrenzt ist, die diese verschiedenen Baien getrennt hält. Der Monte Brazil thürmt sich mit vier Gipfeln hoch empor, von denen der eine einen Telegraphen trägt. Diese vier Gipfel umschließen ein kreisförmiges Thal, ebenfalls Caldeira genannt, das, wie die übrigen Berge und Thäler, die deutlichen Spuren eines in alten Zeiten ausgebrannten Vulkanes zeigt, dessen Thätigkeit selbst jetzt noch nicht ganz erloschen scheint. Noch 1614 wurde die Hauptstadt gänzlich durch ein Erdbeben zerstört. Eben dieß unterirdische Feuer und diese Masse verweseter und verwitterter Lava ist nun aber auch wieder die Ursache, weshalb der Boden einen so erstaunlichen Grad von Fruchtbarkeit erreicht hat, denn nicht leicht dürfte es eine Gegend geben, wo ein so kleiner Landstrich einen üppigeren, herrlicheren Pflanzenwuchs erzeugte, als dieses kleine, durch hohe Berge gegen die kalten Nordwinde geschützte und durch innerliche Gluthen erwärmte Thal. Nicht nur alle europäischen, sondern selbst die meisten tropischen Gewächse gedeihen hier in größter Vollkommenheit

und Menge, so daß die Einwohner nicht nur unvermögend sind, Alles das, was sie mit leichter Mühe erbauen, verzehren zu können, sondern auch noch einen sehr beträchtlichen Theil zur Ausfuhr übrig behalten. Der Anbau des Zuckerrohrs und Indigos ist in letzterer Zeit, als nicht besonders einträglich, vernachlässigt worden, dagegen gedeihen andere, aus den verschiedensten Ländern, vorzüglich aber aus Brasilien hierher verpflanzte Gewächse, als Kaffee, Bananen, Oliven, Citronen, Ananas 2c. 2c., vortrefflich. Einen ganz vorzüglichen Ausfuhrartikel liefert aber die hier wildwachsende, den Färbern bekannte Orseille; Weizen und Pomeranzen werden besonders in ungeheurer Masse versandt, auch ist die Menge des Weins, Flachses, der Gerste, Baumfrüchte und Melonen, die man auf den Markt bringt, ungeheuer. Durch diesen Reichthum der Pflanzenwelt wird aber die Viehzucht ebenfalls ungemein begünstigt, und es giebt hier die schönsten, herrlichsten Heerden. Zu diesem Allen kommt noch ein Ueberfluß an schmackhaften Fischen und an verschiedenem Wildpret, wovon besonders Wachteln und Kaninchen in erstaunlicher Menge vorhanden sind. An Holz fehlt es allein, das Klima ist aber so warm, daß Niemand an Zimmerheizung denkt, also auch dieses Bedürfniß wenig oder gar nicht gefühlt wird.

„O das ist ja ein wundervolles Land", rief Günther. „Sie schildern uns ja ein förmliches Paradies".

„Es wäre auch ein Paradies", meinte der Rittmeister, „wenn die leidigen Menschen da nicht eben wieder mit ihrer unausstehlichen Geschäftigkeit hineingriffen, und Alles thäten, was nur in ihren Kräften steht, das zu verderben, was der liebe Gott so gut gemacht hat. Das Land hat Alles, was es braucht, um seine Bewohner zufrieden zu stellen, und das heißt nun einmal auf dieser Welt beglücken, denn die Zufriedenheit ist ja gerade der höchste Grad von Glückseligkeit. Wie denn aber nichts auf der Welt vollkommen ist, so auch hier — Terceira ist — portu-

giesisch und seit langen, langen Jahren all' dem Unfrieden und Streit unterworfen gewesen, der dort sich nur zu sicher einnistet, wo eitle Willkür herrscht und bigotte Priester ihr unheiliges Wesen treiben. Doch genug hiervon, ich will Ihnen lieber so kurz wie möglich das Nähere über diese schöne Insel mittheilen.

Terceira war schon in früheren Zeiten ein Bollwerk portugiesischer Treue. Als nach Don Sebastian's Verschwinden Philipp von Spanien Portugal — es war im Jahre 1580 — mit Krieg überzogen, den vom Volk als König ausgerufenen Antonio, Prior von Crato, verdrängt und die Huldigung der Portugiesen durch Alba's Kriegskunst erzwungen hatte, unterwarfen sich dem spanischen Monarchen alle außereuropäischen Provinzen — nur nicht Terceira, wo Figuerode Antonio's Rechte vertheidigte. Eine spanische Flotte, die zu landen versuchte, wurde zurückgeschlagen. Freilich erzwangen sich später trotz alle dem 10,000 Mann Spanier, mit deutschen Miethstruppen, eine Landung und eroberten die Insel; der Befehlshaber derselben, Emanuel von Sylva, den Antonio zum Grafen von Torres Vedras ernannt hatte, wurde dann enthauptet, und als bald nachher auch Fayal unterworfen ward, war Philipp Herr der Azoren.

Später wurde diese Insel (1669) das Exil des unglücklichen, von seiner Gemahlin Maria Franziska von Savoyen und seinem Bruder Dom Pedro 1668 entthronten Königs von Portugal — Alphon's VI. Dieser lebte acht Jahre auf Terceira, bis man ihn später als Staatsgefangenen auf das Schloß zu Cintra abführte, wo er 1683 starb.

Das aber, worüber ich Ihnen vor allen Dingen einen kurzen Bericht geben möchte, sind die in neuerer Zeit vorgefallenen Kämpfe, denn wiederum wurde da Terceira der Mittelpunkt des Ringens um die portugiesische Krone.

Hierzu muß ich aber ein wenig weiter ausholen, was Ihnen

vielleicht, da wir gerade von Portugal und von einem Hauptschauplatz jenes Kampfes, von Oporto, kommen, nicht unlieb sein wird. Als im März 1826 Johann der VI. starb, so war man in Portugal in der schwierigsten Lage von der Welt, wen man zum neuen König ausrufen sollte. Dom Pedro wäre der älteste Sohn gewesen, der war aber Kaiser von Brasilien und keinem fremden Monarchen (und als solcher mußte er doch sicherlich angesehen werden) durfte die Portugiesische Krone übergeben werden. Dom Miguel der Jüngere aber hatte sich schon so unnütz gemacht und solche wirkliche schlechte Streiche ausgeübt, daß man nicht mit Unrecht das Aergste fürchtete, wenn er die Macht und Gewalt eines Monarchen in seine Hand bekäme. Englische Diplomatie brachte denn endlich die Sache zu einem Vergleichspunkt. Dom Pedro sollte nämlich sein Recht auf die Portugiesische Krone an seine Tochter, Donna Maria, übertragen und diese dann, um alle Parteien zu befriedigen, später dem Oheim Dom Miguel ihre Hand reichen. Dom Pedro genehmigte das nicht allein, sondern fügte auch noch zugleich eine von ihm selbst entworfene, constitutionelle Verfassung für Portugal bei.

Das war Alles recht schön und gut, und wäre vielleicht auch gegangen, nur daß sie sich auf gar entsetzliche Weise in der Hauptperson geirrt hatten. Dom Miguel — o ja wohl, der versprach Alles, was man von ihm haben wollte, — mit dem größten Vergnügen — Constitution — Donna Maria — Krone von Portugal — beschwor es auch wirklich mit heiligen Eiden, als es verlangt wurde, dachte aber gar nicht an das Halten aller dieser Versprechungen, wie dieser Schwüre. Wie er sich erst wieder eine Zeitlang in Lissabon festgesetzt hatte, war weder von Donna Maria noch von einer Constitution mehr die Rede. Durch das Scheinbild einer Cortezversammlung ließ er im Gegentheil seine, den europäischen Mächten gegebenen Schwüre und Versprechungen für

ungültig erklären und sich selbst mit liebenswürdiger Unverschämtheit zum unbeschränkten König von Portugal ausrufen.

Damals nun blieb Terceira allein der Donna Maria treu, denn selbst Oporto, was sich noch mit am längsten gehalten, wurde endlich besiegt, auch Madeira von Dom Miguel bezwungen und alle übrigen Colonien huldigten dem Usurpator. Von Madeira aus ging nun Dom Miguel's Flotte unter Segel nach den Azoren, und unterwarf sich diese Inselgruppe, nur Terceira wies jede Aufforderung zur Uebergabe zurück; zwei Stürme wurden ebenfalls abgeschlagen, und der Admiral der Miguelistischen Schiffe mußte sich begnügen, die Insel in anständiger Entfernung, um nicht unangenehm berührt zu werden, zu umkreuzen. Natürlich war es jetzt sein Hauptzweck, denen auf der Insel jede Zufuhr an Waffen und Verstärkung abzuschneiden, da er recht gut wußte wie die Militairmacht, die sich damals auf Terceira befand, nur aus einem Bataillon Jäger, einem Bataillon Freiwilliger, einem aus Soldaten verschiedener Länder, und einem anderen, ganz aus Officieren zusammengesetzten Bataillon, wie aus einem Artilleriecorps und einer Escadron Reiter, zusammen etwa zweitausend Mann, bestand. Eine nordamerikanische Brigg wußte sich aber doch glücklich durchzuschlagen, denn die nordamerikanischen Fahrzeuge sind besonders ihrer Schnelle wegen berühmt, und diese brachte theils aus England, theils aus Frankreich 800 portugiesische Emigranten nach Terceira, nebst einer bedeutenden Zufuhr von Waffen und Munition.

Indessen versuchte Dom Miguel Alles was in seinen Kräften stand, sich die Insel zu unterwerfen, und besonders erwünscht kam ihm dabei das Anerbieten eines Verräthers, der sich Nachts in einem Fischernachen zu der nicht sehr entfernt liegenden Fregatte hinstahl und dem Befehlshaber versprach, an einem bestimmten Tage eine hinlängliche Anzahl seiner Freunde zusammenzuraffen,

und die Batterien so lange zum Schweigen zu bringen, bis er gelandet sei, um ihm zur Hülfe zu eilen. Dom Miguel ergriff diese Gelegenheit mit Freuden, und sandte schnell eine Flotte von zwanzig Segeln ab; darunter zwei Fregatten, zwei Corvetten und neun Brigs mit viertausend Mann Truppen und einem Criminalrichter und zwei Henkern an Bord, die gleich über die bezwungenen Feinde zu Gericht sitzen und sie executiren sollten. Sie hatten aber diesmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht, und das alte Nürnberger Gesetz — keinen zu hängen, man habe ihn denn erst — galt auch hier. Vergebens lavirte die Flotte fast einen ganzen Monat lang, bald auf dieser, bald auf jener Seite der Insel herum, jenes so heiß herbeigesehnte Zeichen, daß der Plan geglückt sei, zu erspähen, Alles blieb ruhig, und in bitterem Unmuth endlich, die schöne Zeit so versäumen zu müssen, griff der Admiral am 11. August den Posten von Villa da Praya an. Nachdem er diesen eine Zeit lang beschossen hatte, landete er eine Truppenabtheilung, um das Fort Espiritu Santo zu erstürmen. Diese erkletterte auch die Höhe des Forts, und die Boote ruderten indessen zurück, um neue Mannschaft an's Ufer zu setzen. Kaum hatten sie sich aber eine mäßige Strecke vom Strande entfernt, als die Constitutionellen, die Anhänger Donna Maria's, ihre Batterien demaskirten, und wie Sturm und Ungewitter auf die zum Tod erschreckten Feinde herunterbrachen. Zu gleicher Zeit bemächtigten sich die Bauern der noch am Strand zurückgebliebenen einzelnen Boote, und die unglücklichen Miguelisten sahen sich von jeder Rettung, von jeder Hülfe erbarmungslos abgeschnitten.

Eine zweite Abtheilung Truppen eilte jetzt zwar zum Entsatz der ersten herbei; das Feuer von den Forts und Küstenbatterien aus bestrich aber das Ufer, und mehre Fahrzeuge wurden in Grund gebohrt, während andere also in der mächtigen Brandung an Felsen zerschellten. So entkam von 1200 gelandeten Feinden nicht

Einer, und fünfhundert gingen, um ihr Leben zu retten, zu dem Befehlshaber von Donna Maria's Truppen, dem Grafen Villaflor über.

Am nächsten Morgen war aber auch von all' den großmächtigen Kriegsschiffen nicht die Probe mehr zu sehen; denen schien das denn doch außer dem Spaß gewesen zu sein, und sie hatten das Weite gesucht.

Mit diesem Siege gewann aber auch die Bevölkerung von Terceira neuen und frischen Lebensmuth, und als noch gegen Ende des Jahres mehre Verstärkungen, und der von Dom Pedro abgesandte Marquis von Palmella eintraf, da wurde eine förmliche Regentschaft organisirt und der Kampf mit dem Usurpator beschlossen. Durch verschiedene Schwierigkeiten verhindert, unterblieb aber der beabsichtigte Kriegszug, die übrigen Azoren wieder zu erobern, bis zu dem Jahr 1831, dann aber brach Villaflor erst nach Fayal, und später nach St. Miguel auf und unterwarf sich nach kurzem Kampfe Beide, wonach die übrigen freiwillig seine Oberherrschaft anerkannten.

Dom Pedro war jedoch indessen auch nicht müßig gewesen; 1832 landete er mit einer bedeutenden Anzahl Freiwilliger in Terceira, wo er mit Jubel empfangen wurde; dort wurde die Rüstung nun mit Macht betrieben, und am 8. Juli 1832 betrat er zuerst bei Oporto, dessen er sich ohne Widerstand bemächtigte, vaterländischen, heimischen Boden.

Seitdem war Terceira nicht mehr der Mittelpunkt der königlichen Macht, sondern von Oporto aus sandte Dom Pedro seine siegreichen Heere gegen den wortbrüchigen Bruder; der tapfere Villaflor wurde aber zum Herzog von Terceira ernannt."

„So — da haben Sie etwa Alles, was Terceira angeht, das andere schlägt zu sehr in die Portugiesische Geschichte, um hier noch größeren Raum einnehmen zu können; ich wollte aber nur,

wir könnten zu jetziger Jahreszeit dort anlegen, denn in diesem Augenblicke fänden wir sicherlich Schiffe aus allen Theilen der Welt. Der Frucht-Ernte wegen landen sie nämlich im September, October und November dort, und es giebt dann nirgends ein regeres, fröhlicheres Treiben, als eben in Terceira.

Ein Lob muß ich aber auch noch den Azoren gönnen, ehe ich schließe — trotz ihrer Nähe zu Afrika, haben sie ihr herrliches Land nie mit Sklaverei befleckt, Negersklaven durften nicht eingeführt werden; wie schön unterscheiden sie sich darin von den Nachbar-Inseln, die gleich ihnen mit Allem gesegnet sind, was den Menschen glücklich und zufrieden machen kann, und wo dennoch die Sklaverei ein Schandfleck in ihrer Regierung, ein Schandfleck in ihren Familien wird.

Doch wahrhaftig wir müssen schließen, unser guter Rittmeister ist ganz sanft eingenickt, und Herr Wegmeier schnarcht da drin in seiner Cajüte, daß er gewiß allen vorbeischwimmenden Fischen Entsetzen einjagt; wir wollen auch schlafen gehen, denn die See ist heute Abend ziemlich ruhig, und das sollte man eigentlich stets benutzen."

Die Amazone folgte nun ruhig ihrer stillen Bahn, und es fiel nichts Merkwürdiges weiter die Nacht über vor; die Wachen wurden regelmäßig gewechselt und eben röthete ein blasser Streifen den östlichen Horizont, da stieg der Untersteuermann, der die Mitternachtswache gehabt hatte und gerade abgelöst worden war, bis zur Kreuzbramstenge empor, und blickte aufmerksam nach der Luvseite hinüber, wo schon seit mehren Stunden „ein Segel" gemeldet worden.

„Nun Johnsohn", frug der Obersteuermann, der in seine blaue Lootsenjacke fest eingeknüpft, die breitflappige Matrosenmütze tief in die Augen gedrückt, auf dem Hinterdeck schnellen Schrittes auf und abging, „nun Johnsohn, was starrt Ihr denn

da hinaus, als ob Ihr Land sähet, und wolltet nun gern versuchen, ob Ihr nicht ausmachen könntet was es sei? giebt es Absonderliches da drüben?"

„Ja", sagte Johnson, immer noch nicht den Blick von dort verwendend — „das Segel gefällt mir nicht".

„Das Segel gefällt Euch nicht?" frug der Seemann, erstaunt stehen bleibend, „was um des Himmels willen fällt Euch ein? wir leben ja doch mit keinem Menschen in Krieg, und Seeräuber —"

„Es sieht verdächtig aus" rief der Steuermann, immer noch von oben herab, „trägt eine verdammt wackere Takelage und steuert, seit wir es gesehen haben, einen merkwürdigen Cours; augenscheinlich will es in unsere Nähe kommen".

„Was für ein Fahrzeug ist's?"

„Ein kleiner Schooner — Amerikanisch gebaut."

„Und trägt wirklich hierher zu?"

„Mit vollen Segeln!"

„Ih so laßt ihn kommen, es wird ein Yankee sein, der eine Ladung Zwiebeln nach den Canarischen Inseln schafft", lachte der Obersteuermann.

„Aber er hat die Richtung gar nicht nach den Canariden, wenigstens jetzt nicht."

„Nun so geht er nach Afrika" meinte Jener, ließ den Blick noch einmal über den Horizont schweifen und setzte dann seine vorher unterbrochene Wanderung fort. Der Steuermann kam nun ebenfalls an der Starbordbesanwant wieder herunter gestiegen, ging aber nicht in seine Coje, sondern blieb auf dem Verdeck und ließ das fremde Fahrzeug nicht aus den Augen. Dieß rückte indessen, obgleich es bei dem Winde segeln mußte, um den mehr östlichen Cours beizubehalten, mit jeder Viertelstunde etwas näher. So war auch die Morgenwache vorüber gegangen, der Koch hatte zum „Schaffen" gerufen und sämmtliche Passagiere saßen

mit dem Capitain und Obersteuermann am Frühstückstisch; da trat Johnson in die Cajüte und bat den Capitain, einen Augenblick mit ihm an Deck zu kommen. Dieser folgte augenblicklich dem Ruf, der Obersteuermann aber schüttelte, als sie die Cajüte verlassen hatten, lächelnd den Kopf, und meinte:

„Er wird wohl nach dem Piraten sehen wollen."

„Was ist ein Pirat?" frug Madame Wegmeier neugierig.

„Ein Pirat? nun ein Seeräuber" sagte der alte Seemann, indem er die Madame verwundert anschaute, daß sie nicht einmal wußte, was ein Pirat sei; er hatte aber das Wort Seeräuber kaum über die Lippen gebracht, als die arme, zum Tode erschreckte Frau einen so fürchterlichen Schrei ausstieß, und so urplötzlich Gabel und Messer fallen ließ, daß alle übrigen, wie von einer Elektrisirmaschine berührt, emporsprangen, während der Capitain gleich darauf den Kopf oben durch die Luke steckte und frug, ob unten ein Unglück passirt sei?

„Seerauber!" schrie aber jetzt Madame Wegmeier, die nun die Sprache wiedererlangt zu haben schien — „Seerauber! ach du meine Güte, du meine Güte, jetzt werden wir verkauft, jetzt werden wir türkisch — ach wären wir doch in Braunschweig geblieben! ach du meine Güte!"

Die beiden jungen Damen saßen wirklich vor Schreck erstarrt, wozu das Schreien ihrer Mutter nicht wenig beitrug, Jonas blieb ebenfalls, mit einem mächtigen Stück Fleisch auf der Gabel, regungslos sitzen und Herr Wegmeiers Hand erfaßte wie mechanisch den Suppenlöffel; es war das in ihm erwachende Gefühl des Mannes, der bei Nennung der Gefahr fast unwillkürlich nach der Waffe greift. Der Rittmeister aber sprang schnell vom Tisch auf und die Cajütentreppe hinauf — er wollte nicht gern, daß sie ihn lachen sehen sollten. Dies vermehrte aber nur noch die Unruhe der Uebrigen, die jetzt fast sämmtlich anfingen, eine wirkliche Gefahr zu fürch-

ten, trotz dem, daß der Obersteuermann sein Möglichstes that sie zu beruhigen. Die Männer eilten bald sämmtlich auf das Verdeck, und vergebens blieben alle Bitten und Vorstellungen, Madame Wegmeier unten zu halten — sie erklärte, „sie wolle im Freien sterben,“ und stürmte die Treppe hinauf.

Hier stand der Capitain mit dem Untersteuermann in ernstem Gespräch zusammen, der Erstere wandte sich aber plötzlich von ihm ab und sagte halb ärgerlich, halb lachend:

„Unsinn! Johnson, wenn Sie weiter nichts beweisen können, als daß Ihnen das Schiff verdächtig vorkommt, dann dürfen Sie auch nicht verlangen daß wir Ihnen glauben sollen. Wie um aller Welten willen sollte sich denn ein Seeräuber hier zwischen diese Inselgruppen hineinwagen, wo er jeden Augenblick fürchten muß, von einem englischen Kriegsschiff überrascht zu werden?“

„Gerade hier ist ein böser Platz,“ sagte aber dieser ruhig — „die Burschen wissen recht gut, daß eine Menge Schiffe sowol nach den Azoren als Canariden um diese Jahreszeit gehen, die dort Früchte und Landesprodukte um baares Geld einkaufen, und das lockt. Jener Schooner — aber bei Gott er wendet“ —

„Sehen Sie, daß Sie Unrecht hatten? er denkt gar nicht daran, sich weiter um uns zu kümmern.“

„Oder möchte vielleicht jener Brieg nicht begegnen, die dort vor uns sichtbar wird,“ meinte Johnson, der, als er das unerwartete Manoeuver an Bord des fremden Fahrzeugs bemerkt, mit schnellen prüfenden Blicken den Horizont überflog.

„Ach Unsinn,“ lachte Capitain Barring, mit dem Fernglas das neue Segel beobachtend, „Unsinn — aber wahrhaftig, es ist eine Corvette und noch dazu bewaffnet — allerdings sonderbar. Wer wird aber auch gleich das Schlimmste glauben.“

„Wenn wir nur später nicht noch einmal die Bekanntschaft

dieses Schooners machen," meinte Johnson kopfschüttelnd, „ich will dann ganz zufrieden sein."

„Leesegel bei!" rief der Capitain, seine Aufmerksamkeit dem eigenen Schiffe jetzt zuwendend, „Leesegel bei" — „wahrhaftig wir können aufsetzen was sie trägt, meine kleine Amazone, und müssen morgen in Madeira sein. Dann, meine Herrschaften, wollen wir uns an einer Flasche ächter Südseite erlaben, wie Sie ihn in London selbst nicht ächter trinken können, und nachher geht es hinüber nach Afrika, dem Land der Wüsten und Palmen."

„Aber der Seerauber," sagte Madame Wegmeier.

„Mag auch nach Afrika gehen," lachte der Capitain, „wir haben alle Beide Platz da. Aber wahrhaftig, das ist eine englische Kriegsbrigg — und ändert, wie es scheint, ebenfalls, dem Schooner zu Gefallen ihre Richtung. Doch meinetwegen — sehen Sie, Johnson, der gefällt der Schooner auf jeden Fall besser als Ihnen, denn die geht mit allen Lappen auf, dahinter her. Nun Glück zu — wenn's ihr nur Spaß macht."

Johnson ging, ohne ein Wort weiter darauf zu erwiedern, in die Cajüte hinunter und verzehrte sein Frühstück.

Druck der Teubnerschen Officin in Leipzig.



gez. v. G. Kuhn. gest. v. H. Winkles.

Der Krater auf Corvo
— Caldeira. —



Ein Hurricane in den Tropen